

# Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



## INHALT

Die Landschaftsmaler der Stargarder Malerschule mit Berücksichtigung der Worpsweder und Ahrenshooper Künstlergemeinschaft Fortsetzung und Schluß/ <i>Annalise Wagner</i> . . . . .	7
Der Wismarsche Kapitän Heinrich Kross/ <i>Hans-Günther Wentzel</i> . . . . .	44
Friedrich Georg Sibeth („Mi“) / <i>Friedrich Schmidt-Sibeth</i> . . . . .	57
Waidwerk im Wandel der Zeit/ <i>Goede Gendrich</i> . . . . .	69
Wider Napoleon/ <i>Dieter Melms-Siepen</i> . . . . .	73
Mecklenburgfahrt im Mai 1979 . . . . .	86
Dr. Walter Lehmecker zum Gedächtnis . . . . .	91
Dr. med. Günther Pohl † . . . . .	92
Ein Reuter-Brief . . . . .	93
Buchbesprechungen . . . . .	94



Walter Gotsmann

Blick über Lieps und Tollense

**Alle Rechte vorbehalten**

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten  
Einzelheft 12,- DM

Herausgegeben von der Altschülerschaft des ehemaligen Carolinum Neustrelitz

Schriftleitung:

Landessozialgerichtsrat a. D. Peter Heitmann, 2400 Lübeck, Brahmstraße 27,  
und Architekt Regierungsbaumeister a. D. Roderich Schröder,  
3101 Wieckenberg, Stechinellstraße 11

Druck: Göttinger Tageblatt GmbH & Co. - Druckhaus Göttingen

# Annalise Wagner

## Die Landschaftsmaler der Stargarder Malerschule

Fortsetzung und Schluß

### Die Ahrenshooper Künstlergemeinde

„Die geheimnisvolle Farbenandacht des Nordens“ lockte 1883 auch den Landschaftsmaler Professor Müller-Kaempff (1861–1941) und den Tier- und Landschaftsmaler Prof. Oscar Frenzel (1855–1915) an die Ostsee aufs Fischland.

Wir entnehmen aus den Erinnerungen von Prof. P. Müller-Kaempff, Bln., folgendes:

„Im Spätsommer 1889 hielt ich mich mit meinem Kollegen, dem Tiermaler Oscar Frenzel, in Wustrow auf dem Fischland auf, um Studien zu malen. Gelegentlich einer Wanderung am Hohen Ufer lag plötzlich, als wir die letzte Anhöhe erreicht hatten, zu unseren Füßen ein Dorf: Ahrenshoop. Wir hatten von seiner Existenz keine Ahnung und blickten überrascht und entzückt auf dieses Bild des Friedens und der Einsamkeit. Kein Mensch war zu sehen, die altersgrauen Rohrdächer, die grauen Weiden und grauen Dünen gaben dem Bilde einen Zug tiefsten Ernstes und vollkommener Unberührtheit. So sah Ahrenshoop damals aus. Nirgends ein öder Nützlichkeitsbau mit Pappdach, nichts was den Gesamteindruck störte. Die Dorfstraße sehr breit und sandig – man sagte: „Den Ahrenshooper erkennt man an seinem Gange“ – kein Drahtzaun, keine Reklametafel. Hinter dem Dorfe, auf dem Schifferberge, blickte der Kirchhof mit weißen und schwarzen Holzgittern und Kreuzen herüber, überwuchert von goldgelb blühendem Habichtskraute. Stieg man weiter hinauf auf die sog. Schwedenschanze, so sah man in die Einsamkeit hinaus. Nirgends ein Haus: Dünen, Wald und See, in der Ferne die dunkle Linie des Darß. Die Dünen gekrönt von uralten Weißdornbäumen, Stechpalmen und wilden Rosen. Das war ein Studienplatz wie ich ihn mir immer gewünscht hatte!

Schon am nächsten Morgen zogen wir in aller Frühe mit unserem Malgerät hinaus, um abends hungrig wie die Wölfe heimzuwandern. Aber eines Tages trafen wir einen Kollegen in den Dünen an seiner Staffelei:

Carl Malchin, der mit seiner Familie sich dort eingemietet hatte und eine eigene Wirtschaft führte, denn ein Unterkommen mit Verpflegung gab es damals noch nicht.“

Schließlich landeten die ersten Ahrenshooper bei einem kinderlosen Ehepaar – Mutter Schumacher –, wo sie bis auf das Bett, das mittelalterliche Folterqualen bereitete, gut aufgehoben waren. Jahrelang kehrten sie immer bei Mutter Schumacher ein, bis sie sich auf deren Grund und Boden ein eigenes Haus mit Atelier bauen ließen und dann eine Malschule errichteten. Es kamen noch viele andere Kollegen, die dort auch seßhaft wurden.

„Wie viele Bilder habe ich in den langen Jahren von Ahrenshoop, Alt- und Niehagen gemalt! In alle Winde sind sie zerstreut, bis Argentinien und selbst bis China. Diese ernste Landschaft sagte meinem Empfinden am meisten zu, so habe ich stets derartige Motive bevorzugt. Wir sollten doch nur unsere Heimat malen, mit der wir verwachsen sind und die uns von Kindesbeinen an vertraut ist, statt uns die Motive aus anderen Ländern zu holen!“

Müller-Kaempff, Karlsruher und Düsseldorfer Schüler, reizte es, den alten Schifferfriedhof, hoch auf einer Düne gelegen, im Überformat zu malen. Eine Anzahl seiner Ahrenshooper Landschaften kamen schon im Anfang der 90er Jahre auf die Berliner Ausstellung.

Carl Malchin (1838–1923), ein Schüler des Weimarer Prof. Theodor Hagen, ist wohl als einer der treuesten Ahrenshooper Maler anzusprechen, wie sein nachgelassenes Werk beweist. Er war gelernter Geodät und hatte neben seinem Studium auf dem Münchener Polytechnikum schon fleißig Landschaften gemalt. Er fing draußen vor der Natur auf kleinen Malbrettchen, 14 mal 23 cm groß, das Malen an. Die eingefangene Skizze übertrug er dann im Atelier in großes Format. Seine Heimat besuchte er so oft es sein Brotberuf erlaubte, um dort Motive im Dorf Mulß, Zippendorf bei Schwerin, Ahrenshoop, Wustrow, Niehagen die alten Fischerkaten, Mühlen, die Küsten- und Waldlandschaften festzuhalten. Das staatliche Museum in Schwerin besitzt 75 Arbeiten von ihm. Seit 1881–1915 war er Konservator an der Gemäldegalerie in Schwerin. 1890 wurde er zum Professor ernannt. 1923 und 1952 fanden Gedächtnisausstellungen über ihn im Staatl. Museum Schwerin statt.

Er wurde als Sohn eines Senators in Kröpelin geboren und wollte eigentlich Schiffbauer werden. Dazu aber fehlten ihm die Kräfte, so entschied er sich für Wegebau und Geodäsie. Zwei Mecklenburger Landsleute in München, die dort als Maler gleichzeitig tätig waren, weckten sein Naturtalent und so blieb das Landschaftsmalen sein Hobby, bis sein erstes großes Mühlenbild, das der Hofmaler Schloepke sehr lobte, ihm ein Stipendium einbrachte. So gab er mit 35 Jahren seine Landvermessertätigkeit auf und besuchte die Weimarer Kunstschule bei Theodor Hagen und dem Tiermaler Albert Brendel. – 1879 sagte er: „Jetzt fange ich allmählich erst an, alle Lehren und Winke, die ich von meinen Lehrern empfang, in richtige Anwendung zu bringen.“ Durch fleißiges Studium der Natur erzielte er gute Fortschritte. Nach Schloepkes Tod übernahm er die Arbeit an der Schweriner Gemäldegalerie als Restaurator und Konservator. – Er starb in Schwerin-Ostorf.

Oscar Frenzel (1855–1915), ein Schüler von Eugen Bracht, reizte es, die Viehherden in den Ostseedünen auf die Leinwand zu bannen. Tier und Landschaft gehörte für ihn zusammen. 1887 wurde er mit der Menzel-Stiftung ausgezeichnet. Er lebte in Berlin und hat fünf Jahre in Brachts Meisterklasse gearbeitet. Weidendes Vieh in abendlicher Landschaft liebte er sehr. Er bediente sich eines tonigen Stils und streifte allmählich das in der Brachtschule Gelernte ab.

Auch der Schweriner Maler Fritz Wachenhusen (1859–1925) war ein Bracht-schüler, zeitweise auch in Weimar Schüler bei Prof. Hagen. Auch er gründete in Ahrenshoop eine Zeichen- und Malschule.

Müller-Kaempff und Frenzel folgten bald andere bekannte Maler, die die dörfliche Stille und Schönheit suchten. Sie alle waren Stadtflüchter und das Erlebnis einer unzerstörten Landschaft am Meer wurde zur künstlerischen Aussage.

Die Malerin Frieda Menz-Kessel beteuerte: „Das Meer ist meine letzte große Liebe“. An Motiven mangelte es auch dort nicht in dem kleinen Fischer- oder Schifferdorf zwischen Bodden und Ostsee. Schon eingangs die breite Dorfstraße mit hohen Pappeln eingerahmt, die rohrgedeckten alten Fischerkaten, das Hohe Ufer, die Dünen, die alte Windmühle, die Zeesenboote am Althgener Hafen usw.

So kam es, daß sich in den ersten 20 Jahren sehr viele Künstler dort ein eigenes Wohn- und Atelierhaus bauen ließen und auch eine Malschule ins Leben riefen. Die Stille und das noch völlig unentwickelte BADELEBEN um 1900, die Abwechslung von Meer und Bodden waren den Künstlern hochwillkommen.

Der benachbarte Darß-Wald und die kleinen benachbarten Fischerdörfer Alt- und Niehagen, sowie das schon etwas städtische Wustrow, auch Born, Wieck und Prerow auf dem Darß boten Abwechslung und Motive genug.

Wer waren nun die bekanntesten Maler und Bildhauer damals, die dort heimisch wurden: Fritz Grebe, Hugo Richter-Lefensdorf, b. Waren, Martin Körte, Theobald Schorn, die Schwestern Gerresheim (Ribnitz), Elisabeth von Eicken, Frida Menz-Kessel, Dora Koch-Stetter, Alfred Par-

tikel, Franz Pflugradt, Gerhard Marcks, Hedwig Woermann-Jaenichen, T. Balzer, H. E. Oberländer und seine Frau Doris Oberländer, E. Th. Holtz und seine Frau Holtz-Sommer, Hertha von Guttenberg, Carl Malchin und C. L. Douzette (Carl Ludwig).

Es bleibt hier bewußt auf die alten oder älteren Künstler, die „Entdecker“ von Ahrenshoop beschränkt. Die meisten von ihnen leben nicht mehr. Über die Hälfte siedelte sich damals fest in Ahrenshoop oder in Althagen, Wustrow an. Einige kamen auch nur sporadisch im Sommer.

Befassen wir uns nun mit einigen von ihnen näher, so stellen wir fest, daß die meisten ins 19. Jahrhundert gehören.

Der hessische Landschaftler Fritz Grebe (geb. 1850) zeichnete sich mit seinen Ostseedünenbildern aus, obgleich er eigentlich norwegischer Landschaftsmaler war und solche großen Motive, auch vom Rhein, zur Ausstellung brachte. Seine Ausbildung nahm er in Kassel, Düsseldorf und Berlin. Er lebte eine Zeitlang in seinem Haus am Grenzweg in Ahrenshoop.

Der Rostocker Prof. Thuro Balzer (1882–1967) kam schon 1908 erstmalig nach Ahrenshoop und später häufiger. Den Althagener Hafen mit den Zeesenbooten aquarellierte er oft, auch die Ahrenshooper Bucht, Hafenstimmungen und Segler auf dem Bodden, Kiefern am See, Rostocker Stadtmotive, Pommersche Seenlandschaften bevorzugte er. Seine Erfolge auf vielen Ausstellungen bewiesen, daß er als Lehrer und Meister seines Faches tüchtig war. Er war viele Jahre Kunsterzieher in Rostock und arbeitete auch als Gebrauchsgrafiker hervorragend. Auch die Feldberger Landschaft besuchte er. Motive in Carwitz sind bekannt von ihm.

1908 kam er von der Breslauer Akademie für Kunst und Kunstgewerbe nach Rostock, um an der großen Stadtschule als Kunsterzieher zu wirken, 40 Jahre hindurch. Er hat Rostock und Mecklenburg als Wahlheimat geliebt und bezeichnete sich auch als Mecklenburgischen Maler. 80 seiner besten Bilder gingen im 2. Weltkrieg in Rostock verloren. 1952 wurden in Rostock 120 Gemälde aus all seinen Schaffensperioden ausgestellt. –

Franz Pflugradt kam erst mit 27 Jahren zur Malerei, da er eigentlich den Beruf des Agronomen ausübte. Er besuchte einige Jahre die Meisterschule bei Bracht in Berlin, wurde dann in Stralsund ansässig und malte viel auf dem Darß und in Zingst. Er liebte Windflüchter und knorrige Eichen, Heide und den arbeitenden Menschen in Wald und Feld in seiner Motivwahl. Sein Großvater war der Maler Prof. Gustav Pflugradt. – Der Bildhauer und Landschaftler Alfred Partikel (1888–1929) studierte als Ostpreuße in Königsberg, dann in München und Weimar. 1922 ließ er sich in Ahrenshoop nieder, war aber hauptberuflich Lehrer an der Kunstakademie in Königsberg, arbeitete also nur im Urlaub in Ahrenshoop. Viele hervorragende Landschaften malte er dort. Seine „Tauwetterlandschaft“ ist besonders stark empfunden und ist betitelt: „Tauwetter auf dem Fischland“. Frühjahrs- und Herbstlandschaften bevorzugte er.

1919 siedelte sich die Bildhauerin und Malerin Hedwig Woermann-Jaenichen (1879–1960) in Wustrow auf dem Fischland an. Viele große Auslandsreisen nach Asien, Afrika, Amerika, Italien und Frankreich dienten ihren künstlerischen Studien. Sie arbeitete bei dem Rodinschüler Bourdelle in Paris drei Jahre als Bildhauerin und fünf Jahre in Rom, dann in Worpsswede als Schülerin von Mackensen. Nach 1918 gab sie die plastische Arbeit auf, um sich einer neuen, eigenwilligen Arbeit als Malerin zu widmen. Streng naturalistisch in neuer Sachlichkeit porträtierte sie auf Seide mit Stofffarben als Rollbild ihre Gruppenbilder, oft in Lebensgröße und darüber, in „sprechend ähnlicher“ Manier. Ihre Menschen kommen auf den Beschauer zu, als kämen sie einem entgegen. Ich lernte die Künstlerin einige Jahre vor ihrem Tod in Wustrow kennen und studierte ihre Arbeiten genau und besuchte sie des öfteren, um auch über ihre Freundschaft mit Rilke und die Worpssweder Künstler etwas zu

erfahren. Unsere Gespräche waren fruchtbar, und ich riet ihr, Schritte für ihr kulturelles Erbe zu unternehmen, was sie dann auch getan hat. – Die Rollbildmalerei ist ihre Erfindung für Deutschland, d. h. die Porträtgestaltung auf dem Rollbild. Ihre Gruppenbilder, die noch in ihrem Wustrower Heim und Atelier ausgestellt sind, betitelte sie so: „Weihnachtsbescherung der Wustrower Kinder“; „Teppich der Freude“; „Die Lebensalter und der Tod“; „Kreislauf des Lebens“ und „Frauen im Wustrower Altersheim“. Stets steht der Mensch im Mittelpunkt ihrer Motivwahl. Vielleicht war sie von ihrem Lehrer Mackensen in Worpsswede so beeinflusst, da er ja auch das menschliche Gruppenbild in ähnlich sprechender Art für seine Arbeit wählte.

Verbleiben wir noch kurz bei einigen Malerinnen, die wenigstens für Ahrenshoop noch erwähnt werden müssen. Es sind Anna und Berta v. Gerresheim (Ribnitz) und Elisabeth v. Eicken, Frau Holtz-Sommer und Dora Koch-Stetter.

Die Schwestern Gerresheim (1852) und v. Eicken kamen schon Anfang der 90er Jahre nach Ahrenshoop und wurden dort seßhaft. Sie waren die standhaftesten, und ihre überdurchschnittlichen Arbeiten wurden auch auf großen Kunstaustellungen gezeigt. Anna v. Gerresheim baute sich gleich nach ihrer Studienzeit in München, Dresden, Berlin und Paris 1895 in Ahrenshoop an. Sie wurde als Waldmalerin bekannt. Günstig war für alle Künstler, daß zwei Mäzene, die Prinzessin Charlotte von Preußen und ein Direktor von Dernburg 1910 einen Kunstkatzen am Badeweg bauen ließen, und zwar ganz in heimischer Architektur mit Rohr gedeckt und mit einer Feldsteinmauer umgeben. Darin sollten ständig Maler und Bildhauer in Ahrenshoop ihre Arbeiten ausstellen. –

In Althagen baute sich der Brachtschüler Heinrich Schlotermann, geb. 1859, vor dem 1. Weltkrieg an. Er war Thüringer, und Althagen wurde seine neue Heimat. Ein tüchtiger Landschaftsmaler, der auch auf Ausstellungen sich einen Namen machte. –

Dora Koch-Stetter, geb. 1881, gehörte auch zu den Pionieren der Malerkolonie dort, obgleich sie erst 1911 in Ahrenshoop tätig war. Sie war Schülerin von Corinth und Heise. Ihre Studienreisen führten sie nach Belgien und Paris, wo sie Werke van Goghs, Gauguins und Cézannes sehr beeindruckten. 1917 heiratete sie den Maler und Zeichner Fritz Koch-Gotha und 1922 ließ sich das Ehepaar dann in Ahrenshoop nieder. Dora Koch wählte Landschaftsmotive vom Darß, Fischland und Meer.

Hertha v. Guttenberg und Doris Oberländer waren Bildhauerinnen. Doris Oberländer wurde durch die bildnerische Gestaltung der Ahrenshooper Kapelle bekannt, Altar, Taufständer usw. H. v. Guttenberg war stark in der Porträtplastik.

Der aus Triebsees in Vorpommern stammende Carl Louis Douzette (1834 – 1924) bevorzugte besonders Motive vom Darß und Barther Bodden. Seine „Mondnacht am Barther Bodden“ erinnert an ein Werk des Dresdener Malers der Romantik Gustav Carus. Douzette studierte in Berlin bei Hermann Eschke 1864. Studienreisen nach Schweden, Italien, Paris, Holland führten ihn u. a. 1878 in die Malerschule von Fontainebleau. Sein 1. Bild nach der in Franzburg verlebten Jugend war eine Mondscheinlandschaft. Mondscheinlandschaften blieben auch seine Stärke und Spezialität. Die kleine und große Goldene Medaille in Berlin und Melbourne wurden ihm zuerkannt. Mühlen, Abendstimmungen, in Prerow, auf dem Darß, in der Mark Brandenburg, an Rhein und Mosel, Mondnacht am Golf von Venedig und auch im Kreis Neustrelitz (Lieps-Tollense-Fernsicht) waren Standorte für seine Motivwahl. Bei Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrhunderts, sind 61 Werke genannt. Damit wollen wir das Kapitel über die Ahrenshooper Künstlerkolonie abschließen.



Thuro Balzer

Fischerkaten in Carwitz

### **Das Land, die Stadt und die Burg Stargard als kulturgeschichtliche Einblende**

„Eugen Brachts Verdienst ist es, das malerische Stargard entdeckt zu haben. Auf einer Reise nach Rügen hatte den Professor der Stargarder Bach mit seinen vielen Windungen und Weiden gelockt. Als Bracht Stargard näher kennenlernte, fesselte ihn auch das Altertümliche, das ihm auf Schritt und Tritt begegnete. Für die alte Burg, für Werkzeuge aus Feuerstein und für verzierte Urnenscherben hatte er ganz besonderes Interesse. Er war schuld daran, daß wir Stargarder Jungen am Burgberg zu ‚buddeln‘ anfangen und uns Privatsammlungen in Urnenscherben anlegen“ (P. Steinmann, Burg Stargard).

Die Stargarder Landschaft ist schon seit der Jüngerer Steinzeit siedlungsgeschichtlich bewohnt gewesen. Wir wissen aus obigem Text des Stargarder Historikers Dr. Paul Steinmann, daß es Bracht also ähnlich ging wie später seinem Kollegen Koch-Gotha, der in Althagen „die Vorzeit urgewaltig zwischen Ostsee und Bodden spürte“, zumal Bracht schon bei seinen ersten Stargarder Besuchen unweit der Burg ein Steinbeil fand.

Wenden wir uns im kurzen Überblick der Burg Stargard zu. Die Burg wurde in der Germanenzeit als Stammesfliehburg genutzt. Als die Germanen aber während der Völkerwanderung nach dem Süden abwanderten, kamen die slawischen Obotriten und Wilzen ins Land. Sie kamen von Osten her. Eine Stammesgruppe der Wilzen waren die Redarier, die sich nun im Stargarder Gebiet niederließen und die alte Burg für ihren Stammesfürsten wieder herrichteten. Zu Füßen derselben, in der Bachnähe, siedelten sich die Stammesangehörigen an. Der Burg gaben sie den Namen „Starigard“, d. h.: Alte Burg. Nun ist es eigenartig, daß diese Burg Stargard dem ganzen dazugehörigen Lande den gleichen Namen gab – und zwar

genau wie es die Obotriten, die sich westlich um die Burg Mikelinburg bei Wismar (im Dorf Mecklenburg) ansiedelten und dann diesem Land den Namen Mecklenburg gaben.

Karl der Große hatte sich um 780 die seßhaft gewordenen Obotriten „tributpflichtig“ gemacht, ein Bündnis mit ihnen geschlossen, um seine Ostgrenzen zu sichern, was aber unter seinem Nachfolger, Heinrich dem Löwen, zu Schwierigkeiten führte. Es beginnt ein heftiger Kampf und Aufstand der Slawen, bei dem der Herrscher Niklot 1160 auf dem Schlachtfeld sein Leben läßt. Es geht um den Kampf zwischen Heiden und Christen; die Redarier haben um ihre Religion hart gekämpft, es wird von 300 Jahren berichtet, ehe die Christianisierung der letzten Slawen vollzogen war. Aus dieser Zeit stammte auch der vergrabene Silberschatz der Redarier am Klüschenberg, der erst 1890 entdeckt wurde.

Niklots Sohn tritt über zum Christentum und ihm werden jetzt als Reichsfürst die väterlichen Gebiete übereignet. Der Kampf zwischen Deutschen und Slawen ist abgeschlossen, und es beginnt ein friedliches Nebeneinander und eine Vermischung der Völker untereinander. Es begann eine Aufteilung unter den vier Söhnen von Heinrich Borwin II. Das Land Stargard wird dem pommerischen Fürsten Kasimir übergeben, der auf der Burg einen Castellanus als Burghauptmann einsetzt. Er stiftete auch das Kloster Broda 1170 und schenkte diesem u. a. das Angerdorf Stargard.

In dem späteren Vertrag zu Kremen 1236 tritt dann der Pommernherzog Wartislaw III. das Land Stargard mit Biseritz und Wustrow (Penzlin) an die markgräflichen Brüder Otto III. und Johann I. ab. Er hoffte damit, die Grenzen seines Landes durch die neuen Bundesgenossen besser zu sichern. – Damit war dann die Herrschaft der christianisierten Redarier und Pommern im Land Stargard zu Ende.

Die askanischen Markgrafen waren hervorragende Kolonisatoren und gründeten erstmals einige Städte, um sich im Norden 1244 durch die Stadt Friedland gegen die Pommern, im Westen 1248 durch die Stadt Neubrandenburg gegen die Mecklenburger, im Osten 1236 – 1250 durch die Stadt Woldegk gegen die Uckermark zu sichern. Dadurch hatten sie sich ein gutes Festungsdreieck geschaffen. Dem Burgflecken Stargard gaben sie 1259 das Stadtrecht und der rote brandenburgische Adler auf silbernem Feld galt jetzt als Wappen ihrer Residenz. Sie dotierten die Stadt Stargard mit 50 Hufen Ackerland (1 Hufe = 10,4 ha) und 16 Hufen Gemeinde-Weide.

Zahlreiche Burgen, viele Dörfer mit Lehnschulzen besetzt, sorgten im Lande Stargard für Ordnung, Recht und Besiedlung ihres Landes. – Das Stadthaus auf dem Markt war mit dem Stadtschulzen, dem Stadtgericht, 7 Schöffen und 10 Ratsherrn besetzt, die die Stadtgeschäfte führten und Recht sprachen.

Auf der Burg residierte schon 1250 der Vogt Hinrich von Gudenswege, der mit seinen Bauleuten die schwere Aufgabe vollzog, in 10 Jahren die Burg bezugsfertig mit Toren, Mauern, Zugbrücke, Burggraben, Torhäusern, Kapelle, Brunnen, Herrenhaus, Schloß, Turm und Wirtschaftsgebäuden zu errichten.

Als 2. Residenz richteten sich die Markgrafen in Neubrandenburg unweit der heutigen Markgrafenstraße ein fürstliches Haus ein.

Im Sommer des Jahres 1260 fand dann der feierliche Einzug des Markgrafen Otto auf der Burg statt.

Inzwischen hatte die neue Stadt schon drei Tore und fünf Mühlenbetriebe bekommen. Eine der Mühlen befand sich vor dem Rowaer Tor (später Neubrandenburger Tor genannt). Es wird urkundlich schon 1209 erwähnt. Das östlich gelegene Mühlentor (später Strelitzer Tor) sowie Graben und Wälle schützten die Stadt im Mittelalter vor feindlichen Angriffen. – Die Hauptresidenz des Markgrafen blieb aber die ganz mittelalterlich eingerichtete Burg, die jetzt auch acht Ritter mit ihren Knappen beherbergte. Auf der Burg wurden künftig Beratungen abgehalten und alle Urkunden ausgefertigt.

Wie wichtig diese Burg strategisch war, kann man feststellen, wenn man oben vom Turm die Fernsicht in Augenschein nimmt, sobald man 110 Stufen hinter sich gebracht hat. Das Panorama zeigt die Neubrandenburger Marienkirche, das dortige Treptower Tor, die Fabrikschornsteine von Friedland, die Woldegker Windmühlen, den Helpter Berg, den Keulenberg, den Tollense- und Lieps-See sowie die Penzliner Kirche. Diese Fernsicht hat wahrscheinlich General Graf Tilly, als er sein Hauptquartier auf der Burg etablierte, im 30jährigen Krieg für seine Eroberung von Neubrandenburg genutzt. – Auf zwei Gebäude in der Stadt Stargard muß noch aufmerksam gemacht werden: Auf die Heilig-Geist-Kapelle, später Hospital, heute Heimatmuseum, und auf die alte Stadtkirche. Schon um 1300 wurde dieser Feldsteinquaderbau am Wege zur Burg hinauf errichtet. Eine Terrakottatafel über dem Eingang im Renaissancestil enthält die Namen und Wappen des Stifterehepaares: Herzog Ulrich III. von Mecklenburg-Stargard und Herzogin Elisabeth zu Mecklenburg-Stargard aus königlichem Stamme Dänemarks.

Ein winkelförmiger Flur mit Herd und großem Rauchfang, eine große und sechs kleinere Stuben dienten den Armen der Stadt, später den Alten als Asyl.

In der Stadtkirche (1. Bauzeit 13. Jahrhundert) kann man sechs Bauzeiten feststellen. Von der kleinen dörflichen Kapelle bis zur dreischiffigen Pfeilerbasilika nach romanischer Art. Dann im frühgotischen Stil das Chorquadrat als Backsteinbau usw. bis zum barocken Wiederaufbau nach dem großen Stadtbrand im 18. Jahrhundert. Der neugotische Turm wurde 1894 angebaut.

Der am Fuße des Burgberges, am Jungfernstieg und an einer Linde und dem dortigen sagenumwobenen Jungfernbrunnen vorbeifließende Stargarder Bach (im 19. Jahrhundert umbenannt in die „Linde“) fließt malerisch durch den Talkessel der Stadt. Er kommt aus dem Teschendorfer See und nachdem er die Stadt passiert hat, windet er sich durch Wiesen- und Waldgelände ganz gemütlich bis in die Stadt Neubrandenburg. Und dieses Fließchen hat es Eugen Bracht auch angetan, als er vom Eisenbahnabteil aus es zu Ende des 19. Jahrhunderts entdeckte. Vielleicht mag ihn dieses Bild an seinen Studienfreund Hans Thoma und dessen reizende Landschaftsmotive erinnern haben. Es wäre nicht unwahrscheinlich. –

Die kleine Ackerbürgerstadt Stargard liegt in einem Talkessel, in einer von der Eiszeit gebildeten Radialrinne, ist in Dreiecksform angelegt, von Bergen und Hügeln umschlossen. Ein Burgflecken, der im Jahr 1850 erst 1600 Einwohner zählte. Die ganze so malerische Umgebung der Stadt hat Berge, Schluchten und kuppiges Gelände. Es ist der romantische Südosten Mecklenburgs, das einstige Strelitzer Land (von 1701–1933). Herrliche Fernsichten bieten sich dem Fotofreund und Maler. Und das mag auch die Malerschüler jedes Jahr wieder zur neuen Motivwahl angeregt haben. Im Westen die Weinberge, im Südosten der Klüschenberg, im Nordosten der Papageienberg, für die Schützenzunft zum Vogelschuß genutzt, im Osten der Galgenberg mit Teufelsbruch, im Südwesten die Forst „der große Hagen“ mit Weinberg, und zwischen Burg und Klüschenberg der Venusberg oder Luisenberg. Die Eigelsberge waren ein besonders beliebtes Malermotiv, das Bracht und wohl der letzte der Malerschule, Walter Gotsmann, auch in Farbe und Zeichnung festhielten.

So abwechslungsreich unsere südostmecklenburgische Landschaft ist, so bunt ist auch das politische Bild dieses kleinen Landes. Der 2. Burgherr nach dem Markgrafen war Heinrich II. von Mecklenburg-Stargard (wegen seiner Tapferkeit auch „der Löwe“ genannt). Er bekam von seinem Schwiegervater das Land Stargard, vielmehr seine Frau Beatrix als Heiratsgut (Tochter des Markgrafen Albrecht III.) und residierte bis zu seinem Tod auf der Burg Stargard, sofern er nicht im Schlachtgetümmel kämpfte, was meistens der Fall war. Nach seinem Tode 1329 erhielt sein Sohn Albrecht II. von Kaiser Karl IV. das Land Stargard als Reichslehen und wurde dadurch auch Reichsfürst. 1475 starb die Stargarder Linie aus. Die Burg wurde von den Fürsten der Meckl.-Güstrower Linie, an die das Land Stargard gefallen war, seit 1621 betreut; sie nahmen auch bauliche Veränderungen an der Burg vor, nutzten sie aber nicht als Residenz, da ihnen ja das schöne Renaissanceschloß in Güstrow zur

Verfügung stand. – Im 30-jährigen Krieg 1628 besetzten die Wallensteiner das Land. Die meckl. Fürsten flohen ins Ausland. Nach den schwedischen Soldaten besetzten die Kaiserlichen die Burg.

Im 18. und 19. Jahrhundert und bis 1919 war die Burg als Amtssitz für den Landdrosten und dessen landwirtschaftliche Länderei und Wirtschaft eingerichtet. Dem Drost (= Kreisrat) diente das „Krumme Haus“ zur Wohnung. Es brannte 1919 total aus. Für kurze Zeit wurde auch 1747 die Münze wieder eingerichtet und als solche genutzt.

### **Die Stargarder Malerschule**

Bevor wir den Gründer der Malerschule Eugen Bracht als Mensch, Maler und Lehrer vorstellen, sei noch bemerkt, daß in den vielen Aufsätzen und Kunstgeschichten über die Maler des 19. Jahrhunderts Eugen Bracht zwar mit 2–3 Zeilen erwähnt ist, aber über seine Malerschule findet sich nirgends ein einziges Wort. Es gibt sozusagen kein Quellenmaterial darüber. Deshalb können hier nur durch die kleinen biographischen Porträts einiger Maler der Brachtschule gebracht werden. Aber auch das ist ein lückenhaftes Unternehmen, da wiederum über diese so gut wie nichts bei Thieme-Becker und Boetticher zu finden war. Das Mosaikbild der Stargarder Malerschule wird deshalb mit Nachsicht betrachtet werden müssen. So viel es über Worpsswede gibt, so wenig gibt es über Ahrenshoop und fast gar nichts über Stargard.

### **Der Mensch, Maler und Lehrer Eugen Bracht**

1842–1921

Einige Jahre später als Mackensen und Müller-Kaempff entdeckte der Maler Eugen Bracht nach vielen Auslandsreisen, aber immer noch suchend, als er Lehrer an der Akademie in Berlin war, seine neue märkische Heimat, die ja bekanntlich an Südostmecklenburg grenzt. Er zog erst allein, dann mit seinen Schülern in die End- und Grundmoränenlandschaft des Strelitzer Landes und wählte dazu das kleine Landstädtchen Stargard als Ausgangspunkt.

Wenn wir nun den Maler, Lehrer, den Menschen und Gründer der Stargarder Malerschule vorstellen, so geschieht es deswegen, weil seine Persönlichkeit mehrere Generationen bildender Künstler mitformte, und seine meisterliche Handschrift wurde für viele Kollegen und Schüler Vorbild und richtungsweisend.

Eugen Bracht hat es sich mit seinem Beruf als Maler nicht leicht gemacht. Er verlangte viel von sich und war äußerst selbstkritisch. – Luft, Licht, Pflanze (besonders die Baumwolle), Steine, Tiere und der Mensch sind für ihn eine organische Einheit und sie als Naturerlebnis in Farbe, Form und ewigem Anderssein zu beleben, und zwar nicht dekorativ, heroisch oder theatralisch war sein Bestreben. Zielvorstellung war höchste Einfachheit, die er aber erst nach jahrzehntelangem Bemühen erreichte.

Eugen Bracht wurde als Sohn des Dr. jur. Prosper Bracht in Morges bei Lausanne am 3. 6. 1842 geboren. Sein Vater war dort Justitiar und Vermögensverwalter des Grafen von Oyen. Dort, im Kanton Waadt am Genfer See, in malerisch herrlicher Landschaft verlebte Bracht seine ersten eindrucksvollen acht Jahre. „Sein Auge schweifte über den blauen See hinüber nach den Savoyer Alpen, aus deren Kette der Montblanc sein majestätisches Haupt erhob. Ins Fenster des Kinderzimmers grüßten die Mauern und Türme des mächtigen alten Kastells, das einst die Herzöge von Savoyen erbauten.“

Dann zog die Familie nach Darmstadt, um jetzt der Witwe des verstorbenen Grafen weiter als Sachwalter zu dienen.

So ist Darmstadt Brachts eigentliche Heimatstadt geworden. Das war gut und günstig für die Entwicklung des Knaben. Denn schon als Kind griff er immer wieder zum Stift oder



Marie Hager

Blick auf Burg Stargard

Pinsel und zur Tusche. Der Vater sah es nicht ungern, da er selbst künstlerische Gaben hatte. „Alles Erreichbare wurde copiert und in Farbe gesetzt.“ Jede schulfreie Stunde gehörte dem Skizzenbuch. „In den Ferien kaufte er sich für einige Kreuzer Farbpulver und ein Fläschchen Leinöl.“ Er wußte aber nicht, daß nicht alle Farben mit Öl zu mischen seien. So kam denn eines Tages der damalige Hof- und Tiermaler Frisch in Eugens kleine Malerbude und gab praktische gute Ratschläge und eine Anweisung auf bestimmte Farben und Tuben. Jeden Sonntagmorgen ging Eugen zum Unterricht zu Herrn Frisch. Natürlich bildeten hier Tierbilder das Studienmaterial. Aber gleichzeitig wurde auch Unterricht beim Landschaftsmaler und Galeriedirektor Carl Ludwig Seeger (1809–1866) im Zeichnen nach der Antike und in der Landschaft aufgenommen. Dieser ernste, strenge Unterricht gab dem zukünftigen Maler das wichtige handwerkliche Rüstzeug. Da Seeger ein Schüler Rottmanns war, spielten die Rottmannschen Kohlekartons wichtiges Studienmaterial für den jungen Schüler Eugen Bracht. Aber auch das Zeichnen nach antiken Gipsabgüssen blieb ihm nicht erspart. „Da stand der Gips – hier der straffe, weiße, hohl gespannte Papierbogen. Es handelte sich nun darum, mittels einer einzigen Linie, ohne Spur von Schattierung das Wesen mitsamt der Rundung des Vorbildes herauszuarbeiten. Die Linie allein mußte die schwellenden Formen der Muskeln, die straffen Sehnen, die Gelenke herausarbeiten.“

So wie Herr Seeger die Kohle ansetzte und sicher weiterführte, schien alles nicht schwer zu sein. Jedoch wie oft mußte der Schüler auswischen und neu ansetzen. „An das Bein der Diana mit dem Köcher denke ich mein Leben lang. Das hat manche Seufzer gekostet.“

Ein Studienausflug nach Heidelberg mit 16 Jahren entschied dann für die künftige Laufbahn.

Als Bracht mit seinem Freund Philipp Röth die Trümmer der Schloßruine zeichnete, trat plötzlich der Direktor der Karlsruher Kunstschule Wilhelm Schirmer zu den begeisterten Jungen. Schirmer hatte sich vorübergehend bei dem Schloßkastellan einquartiert und beobachtete Bracht bei seiner Arbeit. „Sie sollten Maler werden!“ – Der Vater besprach sich daraufhin mit Schirmer und die Künstlerlaufbahn für Eugen Bracht war festgelegt.

Im Herbst 1854 bezog Bracht die Karlsruher Kunstschule. Dort traf er den Kunstschüler Hans Thoma. Es fanden sich verwandte Seelen. – „Bracht, mein Mitschüler, kam auch, und in unserem Eifer gingen wir oft des Morgens fort, zwei Stunden weit in ein wildes Tal, um – einen Stein, einzelne Pflanzen zu malen, die wir, wie wir eigentlich selber sahen, ebenso gut hinter dem Haus in Bernau hätten malen können; wir stritten uns wohl auch um die Motive, die jeder zuerst entdeckt haben wollte, die wir aber doch zuletzt friedlich, meist gemeinschaftlich malten. Diese Studien waren von äußerster Gründlichkeit und Sachlichkeit. – über nichts wurde hinweggegangen. Es gab damals noch keine Theorie „moderner Errungenschaft“ im Farbensehen – das war auch gut für uns. Das technische Verfahren war möglichst einfach, es wurde prima gemalt mit ziemlich flüssiger Ölfarbe; die Sachen, von denen ich noch einige besitze, haben sich vorzüglich gehalten, was ich hier anführe der Ölfeindschaft gegenüber, die heutzutage vielfach die Maltechnik beunruhigt.“ – Aus: „Hans Thoma“, von H. E. Busse.

Wilhelm Schirmers Tat war „die heroische Stillandschaft vom Kartonstil zur Farbe“ geführt zu haben. Zu den klassizistischen Elementen traten romantische.

Karl Friedrich Lessing war Direktor der Karlsruher Kunstschule und vertrat die romantische Landschaft, die sich ihm gerade am Rhein und in der Eifel so großartig und greifbar repräsentierte. Bracht hat besonders von Lessing viel gelernt, jedoch das rein Methodische und Pädagogische des Meister Schirmer füllte Bracht nach 20 Jahren mit neuem Inhalt, um es bei seinen Schülern in der Berliner Akademie anzuwenden. Im Sommer zog er mit seinem Freund Thoma in dessen Heimatstadt Bernau im Schwarzwald, um fleißig Studien zu machen.

„Im August holte ich meinen im Antikensaal erworbenen Freund Eugen Bracht in Freiburg ab. Wir gingen über Titisee, Feldsee, kletterten an der steilsten Halde des Seebuck hinauf; es war ein Wetteifern von jugendlicher Kraft und Übermut. Dann in Bernau ging's mit Feuereifer ans Studienmalen. Wir liefen oft zwei Stunden weit ins Prägerloch und malten dort einen Steinblock, einen umgestürzten Baum, verzehrten vergnügt unser Mittagmahl, das uns die Mutter mitgegeben hatte, aus Speck, Eiern, Käse bestehend. Spät abends kamen wir heim. Es war eine gar fröhliche Zeit. Allerlei und viel abmalen war unsre harmlose Freude.“ – Aus: „Hans Thoma“, von H. E. Busse.

Brachts Stil und Formempfinden beginnt sich herauszukristallisieren. Einmal war es die horizontal geführte Hauptlinie in der Komposition, dann die etwas schwermütige Stimmung, die über seinen Studienblättern lagert und die typische Luftmalerei, sowie das Vordergründige in der Komposition stark herauszuarbeiten.

Nach zwei Jahren wechselte er mit einigen Freunden die Ausbildungsstätte. Es war im Herbst 1861, als er nach Düsseldorf zog. Dort wirkte der junge Prof. Hans Gude, ein norwegischer Maler. Gude liebte einfache Motive und übte gerade darin auf Bracht großen Einfluß aus. Jedoch konnte er den neuen Schülern wegen Vollbesetzung seiner Klasse nicht mehr aufnehmen. So suchte sich Bracht, eigenwillig wie er war, allzu spröde Sujets. Die Geschiebe abgelagerter Felsbrocken, Hünengräber, Burgruinen, die an Motive von C. D. Friedrich erinnerten, sind seine Themen. Sie fanden vorerst bedenkliches Achselzucken über dieses Wagnis. Zu dieser entmutigenden Situation kamen die väterlichen finanziellen Schwierigkeiten. Außerdem war Bracht zu Kompromissen in der Kunst nicht bereit. Deshalb

legte er Pinsel und Palette beiseite und suchte sich einen neuen Beruf. Bracht wurde Wollkaufmann. Zehn Jahre Kaufmann, davon sieben Jahre in Belgien und drei Jahre in Berlin. Am Kölnischen Fischmarkt eröffneten „Eugen Bracht u. Co.“ ein kleines Wollagentur- und Wollgeschäft. Wirtschaftliche Sorgen und die leidige Kontortätigkeit nötigten Bracht nach 5 Jahren nun endgültig wieder zur Kunst zurückzukehren. Ausschlaggebend dafür war ein Erlebnis im Bahnabteil bei einer geschäftlichen Nachtfahrt nach Bremen: „Fröstelnd erwachte ich im Moment des Sonnenaufgangs. Draußen zartrosa Morgennebel, der, die Ferne verhüllend, den Blick auf die Nähe beschränkt, diese aber, die Lüneburger Heide, denn das mußte sie sein, durch die seitliche Beleuchtung zu etwas mir völlig Neuem, unerhört Berückendem verklärt. Die Heidekrautmassen selbst tief purpurn, nur die Ränder und Spitzen goldrosig gesäumt, langgezogene Schatten auf weißem Sandflecke, dazwischen werden grell beleuchtete fahle Grasbüschel zum Ereignis, auf den sanften Bodenwellen einzelne Wacholder. Der Glanzpunkt: jenseits im Nebel und doch sonnig ein Eingeborener, der ein Dutzend Heidschnucken vor sich her treibt – Mann und Schafe als bewegtes Spiegelbild im Teich. Dunkle Kiefergruppen; auf der Höhe der rohgedeckte Schafstall mit dem zur Erde reichenden Dache, Birkenalleen, moorige Strecken mit Torfstich. Was ich in jener Stunde mit wiedererwachenden Maleraugen gesehen und aufgenommen, will ich nicht versuchen zu sagen.“ – Im Jahr 1875 fuhr er die gleiche Strecke und stieg in Soltau aus, um nun wieder als Landschaftsmaler hier die ersten großen Würfe der Heidebilder mit echter Begeisterung zu beginnen.

Die 10–12 Jahre Stille in der Malerei waren eine Zeit der Reife in jeder Hinsicht und gleichzeitig eine schöpferische Pause. Eine ganz neue Raumvorstellung; die Licht- und Luftwerte; Farbentöne; das Einssein von Mensch und Natur und die „wachsende Bedeutung des Vordergrundes“ waren Erkenntnisse in seiner Bildvorstellung geworden. Heidestriche und Hünengräber waren jetzt Lieblingsmotive Eugen Brachts. Die niederdeutsche Ebene mit ihren ernstesten stillen Menschen. – Und wieder zieht es ihn an den Ort seiner Karlsruher Schule. Er trifft dort den verehrten Freund Hans Gude jetzt als Galeriedirektor. Jetzt wird er ihm tätiger Freundesberater.

Brachts Heidebilder wurden schon von der Staffelei weggekauft. Zwei Sommer verbrachte er wieder in der Lüneburger Heide und 1877 fährt er nach Göhren auf Rügen. 1879 in die Eifel in die Gebirgslandschaft des Hohen Venns, bei Malmedy. Motive über Motive bieten sich ihm, aber die Heide mit den Schafherden, Wolkengebilden und Bauernhäusern wird seine große Liebe. Himmel und Erde teilen sich in der Bildfläche. Bracht arbeitet ohne Unterlaß. Fleiß und Ausdauer tragen reiche Früchte. Ganz bedeutsam wie bei vielen Malern wurde ihm auch das Rügenerlebnis in Göhren und die Kreidefelsen am Meer. –

Eine Reise nach Paris, um die Modernen dort kennenzulernen: Monet, Pissaro, Cézanne und Sisley beeindruckten ihn noch wenig. – Allerdings fiel ihm die sparsame Farbführung des Engländers Whistler auf. – Im September 1880 unternahm Bracht eine Orientreise über Triest und Ägypten nach Jerusalem. Studien im Heiligen Lande, 12 Wochen am Toten Meer, Weihnachten in Bethlehem, dann nach Arabien, Sinai-Halbinsel, Kairo, dort erreichte ihn die Nachricht von der schwer erkrankten Frau, und er mußte zurückreisen. Die Ernte der Orientreise wurde auf der Berliner Kunstausstellung gezeigt: „Mondnacht in der Wüste“, „Abenddämmerung am Toten Meer“, „Sinai“, „Am Brunnen Ber Sebra“. – Alle Bilder wurden schnell verkauft. Es waren Arbeiten mit besonders ausgearbeiteter Betonung des Vordergrundes und äußerst malerisch, großartig in der Gruppierung der bunt gekleideten Orientalen, der Kamele, Zelte und der riesigen im Wüstensand eingesteckten Lanzen.

Es ist hier nicht beabsichtigt, die reiche Ernte der vielen Orientbilder zu beschreiben. Aber nun, Ende der 80er Jahre, beginnt Bracht etwas ganz Neues. Er widmet sich der Panoramamalerei. Das ist eine Art Historienmalerei im ganz großen Stil. „Ein Zwitter aus Malerei, Panoptikum, Theaterdekoration und Jahrmarktsbude“. Vor allem werden große Schlachten-Bilder komponiert wie z. B. die Völkerschlacht bei Leipzig oder das Rundbild der

Schlacht von Sedan oder das von Philippeteaux (Verteidigung von Paris) u.a. Bracht hatte aber nur die Landschaft zu malen und mußte deshalb genau das historische Gelände dafür studieren. Das Militärische malte Anton von Werner u. a. Es war ein ganzes Kollektiv bei so einem Panorama beschäftigt. –

Durch den plötzlichen Tod des Architektur- und Vedutenmalers Christian Wilberg war die Lehrerstelle an der Berliner Akademie frei geworden. Sie wurde Bracht angeboten. Jedoch paßte ihm das gerade jetzt nicht recht, seine großen Erfolge der Ostreise brachten ihn seinem angestrebten Ziel noch näher: „Das Panorama einer Stofflosigkeit im Interesse rein malerischer, koloristischer Lösungen.“ Jetzt ging er vorerst einige Zeit nach Paris und Fontainebleau, um den Impressionismus an der Geburtsstätte zu studieren. Er nahm aber vorher das Berliner Lehramt an der Akademie an.

In Frankreich studierte er das Terrain der Sedanschlacht, um die historische Landschaft zu meistern, damit pünktlich am 1. Sept. 1883 das Sedan-Panorama eingeweiht werden konnte. Daraufhin meldeten sich die Amerikaner, die auch ein Rundbild von ihrem Sezessionskrieg und der Schlacht bei Chattanooga wünschten. Wieder mußte Bracht den landschaftlichen Teil dafür übernehmen, und eine Reise nach Chicago, Florida und Chattanooga war nötig. Es folgten von Berlin, Dresden und Leipzig noch neue Aufträge und Bracht widmete dieser zwiespältigen Kunstgattung fünf Jahre. Sie haben ihm nicht geschadet. Er verlor sein Ziel ob dieser zweitrangigen Kunstgattung nicht aus den Augen. – Zahlreiche Reisen, auch in die alpine Landschaft (Walliser Alpen, Matterhorn, Zermatt) zeitigten mehrere große Arbeiten, die sofort ihre Käufer fanden. Die alpinen Arbeiten sind Höhepunkte seines angestrebten Kolorismus. Gletscher und kolossale lichtbeschienene Felsen (1888) werden zu überragendem, Böcklin verwandten „Gestade der Vergessenheit“. Dieser ergreifende Wurf, der vielleicht seine tiefe Trauer um den Tod der geliebten Frau beinhalten sollte, zeigt eine Annäherung an Böcklins Toteninsel. Es weht daraus ein eisiger nordischer Winter uns entgegen. Diese Arbeit wurde mit der großen goldenen Medaille ausgezeichnet und vom letzten Kaiser erworben. Jetzt hatte Bracht auch rein äußerlich das Mögliche erreicht:

1881 die kleine goldene Staatsmedaille

1883 wurde er zum Professor ernannt

1884 Mitglied der Berliner Akademie der Künste

1889 die große goldene Staatsmedaille

1890 in den Senat gewählt

1893 Auszeichnung auf der amerikanischen Weltausstellung

Sein Ruf als Lehrer wuchs. Er pflegte ein kameradschaftliches Zusammenarbeiten. Gegenseitige Befruchtung durch Aussprache bei schwierigen Problemen führte zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Lehrer und Schülern. Bei vielen großen dekorativen Aufträgen zog Bracht diesen oder jenen Schüler zur Mitarbeit heran, wie es die alten Meister auch taten. –

Aber zufrieden mit dem Erreichten war Bracht nicht. Vor der Natur mußte das Farbenproblem gelöst werden. Mit neuen Augen zieht der Meister erneut in die Landschaft. Vereinfachung von Farbe und Form. Die Auslandsreisen fallen jetzt weg. Die märkische und mecklenburgische Landschaft wird entdeckt! Fontanes Landschaft und das alte Land Stargard werden erwandert und auf der Leinwand festgehalten. Die typisch wechselnden Wolkenbilder, oft düster grauschwarz, oft durch Sonnenuntergang in vielen Farben, oft tiefblau mit weißen Wolkenschiffen nehmen oft die Hälfte des Bildes ein. Nicht selten sind gewitterschwere Stimmungen, auch winterliche Motive, wobei ja bekanntlich Schnee zu malen eine besondere Kunst ist, da Schnee nicht weiß ist, aber blau-violett. – Acker, Wiese, dunkelgrüne Koniferen, Eichen, Pappeln sind jetzt die Motive für Bracht. Baumgruppen zur Bildmitte und zwischen all dem Stofflichen die herrlichen Licht- Luft- und Farbenspiele. Große Einfachheit in der Motivwahl mit sparsamstem Colorit zeichnen jetzt seine Arbeiten aus (siehe die Abbildungen im Heft 82 des „Carolinum“).

„Der Orient hatte seinen Farbenmut gestählt, das Hochgebirge sein Formgefühl erlöst und entwickelt. Selbst die „panoramische“ Zwangsarbeit hatte ihm genützt, da sie ihm zeigte, wie man breit und kräftig den Pinsel führen und dadurch tiefer wirken kann, als durch subtiles Vertreiben aller Farbenteilchen.“ (Max Osborn). Immer wieder spielt die Baumwelt eine vordergründige Rolle. Dem Verflochtensein des ausgewaschenen Wurzelwerks der Stämme mit dem Steingeröll ringsherum geht Bracht liebevoll mit dem Pinsel nach. Farbe und Linienführung gehen mit dem Erleben der Naturschönheit und Tiefe zusammen. Farbige Kontraste, Tiefe der quer durchs Bild geführten Linien waren neu und anders als bei dem bisherigen Eugen Bracht. – Die neue Periode in Brachts Kunst der neunziger Jahre wird sich auch auf seine Schüler in Berlin ausgewirkt haben. Die Beziehungen der Jungen zum Meister waren enger geworden, die Kühle wich. Es waren damals Studenten wie Carl Kayser-Eichberg, Carl Langhammer, Hans Licht, Hans Hartwig u. a. Bei ihnen hatte die Erziehung zum Naturstudium schon beste Früchte getragen. – Ein Beispiel dazu: ein Kritiker sprach zu Bracht über das Verhältnis des Lernenden zum Meister. Es wurde Worpsswede erwähnt und daß Otto Modersohn auch Bracht-Schüler gewesen sei. Darauf antwortet Bracht: „Ich konnte ihm eigentlich gar nicht helfen, der mußte seinen Weg allein gehen. Aber er hat uns allen, meinen Schülern und mir, viel Anregungen gegeben.“ Das ist typisch für Bracht, als Lehrer, Kollege und groß für ihn als eigenwilliger Maler, der sich stets unübliche Wege suchte und beschr. Seine pädagogische Begabung versuchte nie, die ihm gemäßen Wege und Erkenntnisse den Schülern aufzuzwingen oder allein für richtig zu halten. Der Generationsunterschied, den er selbst in seinen Lehrjahren oft als Ausweglosigkeit und nur mit Kummer unterdrücken konnte, den plante er bei seinen jungen Kameraden ein, und es war so geworden, daß ihn die neue Linie der Jugend interessierte, vielleicht mehr psychologisch als werkzugehörig. Es war „der in ihm wohnende Trieb, die Gründe der Dinge klarzulegen und dem Warum in Kunst und Erkenntnis näher zu kommen.“ Bracht führte seine Meisterklasse nicht in alte bisherige Bahnen, er steuerte die neuen Reformideen an, und zwar unbeirrt. Zwei Jahrzehnte hindurch führte er das Meisteratelier an der Akademie der Künste. –

1901 führte ihn sein Weg nach Dresden. Noch im sechsten Jahrzehnt war er bereit, abermals eine neue Entwicklung durchzumachen. Auch in den Kleinstädten Sachsens boten sich neue reizvolle Motive: es war die belebte Landschaft. Dazu kam noch die Industrielandschaft, die er bisher gemieden hat. So entstand das reizvolle Bild „Die alte und die neue Zeit“, Burg Kriebstein im Kriebetal mit ihrer Umgebung. Daneben die Niethammersche Papierfabrik mit rauchenden Schornsteinen. Diese neuen Motive waren fabrikähnliche Arbeitsstätten, die er bisher übersehen hatte. „Hochofenanlage des Hoesch-Stahlwerkes in Dortmund“, „Hermannshütte bei Hörde“, Westfalen, „Mittagspause“, „Nachtschicht“, „Hüttenwerk bei Freiberg, Sachsen“ und „Ziegelei im Schnee“. – Bracht hatte den hart arbeitenden Menschen in der Industrie entdeckt und war in sein Milieu gedrungen.

Ein letztes Aufklingen romantisch erlebten Landschaftsgefühls zeigen seine letzten Arbeiten, die die alte Liebe zu großen Wald- und Parkbäumen wieder lebendig gestalten. Jetzt aber mit durchflutenden Lichtpartien und Staffage von Herdentieren („Eichen bei Wechselburg im Herbst“), „Sautrift“, „Waldweg“, „Kastanienallee in Dargun“.

Naturalistische Wirklichkeitskunst mit emotionaler Gestaltungskraft ist eine Verbindung von Romantik und Realistik eingegangen. Schirmers Rat bei einem reizvollen Motiv: „Das sollten Sie recht langweilig malen!“, das mußte der eigenwillige junge Schüler, der zu Effekten neigte, damals vor 50 Jahren mit Widerwillen schlucken. Aber durch große Disziplin hat er den Stoff mit Farbe überwunden. Das Malerische siegte schließlich.

Als er 18jährig war, legte er sich die Frage vor, „wie ich wohl dazu käme, mit dieser Lust und Befähigung bedacht zu sein. Es war mir, als gäbe es ein Etwas zwischen Gott und Menschheit, dem ich diese Lust verdanke . . . ja, ich fühlte mich beim Zeichnen einer alten absterbenden Eiche, deren Wuchs und Bau bis in die Zeiten Karls des Großen zurückzurei-

chen schienen, so maßlos glücklich, daß mich eine Empfindung mitleidvoller Menschenliebe beherrschte, unverdient so bevorzugt zu sein.“

„Diese Liebe zur Schöpfung, diese Lust am Erkennen und Nachbilden, gleichviel ob eine Verwertung denkbar sei oder nicht, hat mich nie verlassen. Sie ist eine innerliche Beseeligung außerhalb Anerkennung und Erfolg, sie ist die Grundlage zu dem Wunsche, den ich früher hegte, es möge einst nichts weiter auf meinem Grabstein zu lesen sein als: „Hier liegt der glücklichste Mensch.“

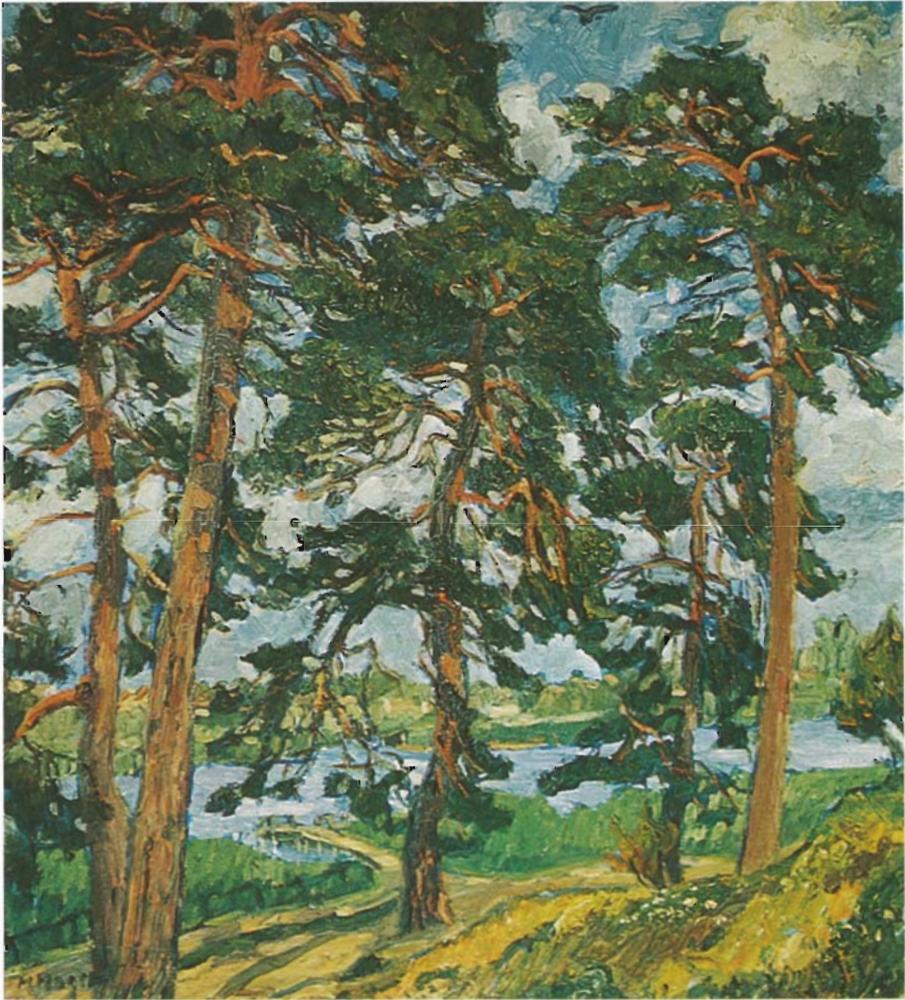
Nach 1918 zog Bracht wieder in seine Heimatstadt Darmstadt zurück. So schloß sich der Kreis seines unruhigen Lebens, das unter dem Motto nach unaufhörlichem Suchen nach neuen Formen, Inhalten, Farben und Wahrheiten künstlerischen Wirkens und Werkens stand.

„Seine Art, den Eindruck eines Naturausschnittes durch ein paar stark betonte Linien, die am liebsten das Bild quer durchschneiden, durch die Kontraste großer leuchtender Farbenflecken und die sorgsame Gruppierung der Licht- und Schattenmassen selbstherrlich zusammenzufassen, fand viele Anhänger. So schloß sich ihm in Berlin und Dresden eine zahlreiche Schülerzahl an.“ (H. Rosenhagen, E. Bracht). Brachts „Gestade der Vergessenheit“ (1889) und „Hannibals Grab“, (1892), sind keine Erlebnisse in der Natur, aber Ergebnisse des Nachdenkens. Seine Kompositionen hatten noch nicht die richtige Farbe. Das war seine Schwäche, die er richtig erkannte. Er müßte vom farbigen Eindruck der Wirklichkeit ausgehen, diese Erkenntnisse brachte ihm die märkische Landschaft und das Land Stargard. Diese erste Ernte stellte er in Ed. Schultes Kunstsalon in Berlin im Jahr 1900 aus. Da sah man den „Holzweg“, „Morgenstern über der Spree“, „Roter Acker“, „Waldwiese nach dem Regen“, „Der Hagen“ u. a. m (Auszug aus H. Rosenhagen: Eugen Bracht).

Hans Rosenhagen teilt die Landschaftler in aktive und passive, objektive und subjektive Künstler ein. Die aktiven Persönlichkeiten unter den Landschaftlern sind die großen Entdecker, die den verborgensten und leisesten Schönheiten der Natur nachgehen und sie sichtbar machen: Constable, Cézanne, Monet. Die subjektiven suchen zwar auch nach Schönheiten in der Natur, aber sie bringen sie nur mit Rücksicht darauf zur Darstellung, daß sie in der Richtung ihrer persönlichen Stimmung liegen. Sie zwingen die Natur, Träger ihrer oft gewalttätigen Empfindungen zu werden: Turner, Rousseau, Corot, aber auch die Romantiker: Böcklin, Schwind, Thoma.

Bracht faßte im Bilde der Natur auch deren Geist und brachte ihn in Verbindung mit den Wesenseiten seiner Persönlichkeit. „Ein Mensch, der im Vergänglichen den Ausdruck des Ewigen sucht.“

Abschließend faßt Osborn Brachts Entwicklung nach „Hannibals Grab“ so zusammen: „Hier trafen sich noch einmal alle die Elemente, die Brachts Wesen bestimmt hatten: Schirmers und Lessings steigernde Landschaftsmalerei, seine eigenen Studien auf der Nordischen Heide, zwischen Herden und Hünengräbern, im Hochgebirge (das ihn die Formauffassung gelehrt, die in der beherrschenden Baumgruppe zum Ausdruck kommt), im Orient und an der Meeresküste. Es war ein Siegel, das er auf die ersten Perioden seiner Laufbahn drückte, wenn deren bestimmende Faktoren auch erst in langsamem Abebben ihren Einfluß verloren.“



Marie Hager

Kiefern am Klostersee in Dargun

### Die Brachtschule und ihre Schüler

Jetzt ist es an der Zeit, nachdem wir die Persönlichkeit Eugen Bracht als Maler und Lehrer beleuchtet haben, uns mit seinen Schülern in Stargard zu beschäftigen. Geben wir vorher Dr. P. Steinmann noch kurz das Wort, wie er es in seinen Erinnerungen notierte. Dann werden wir ein gutes Dutzend Porträts der in Stargard und im südöstlichen Mecklenburg, besonders in der Feldberger Seenplatte arbeitenden Maler vorstellen.

Es wird dringend um Nachsicht gebeten, da es völlig an überliefertem Quellenmaterial dafür fehlte; es sind die kurzen enzyklopädischen Notizen des Thieme-Becker-Künstlerlexicons deshalb teilweise mit herangezogen.

Es ist gut und gern möglich, daß zu den im Lande Stargard malenden Brachtschülern vielleicht 30–50 Maler gehörten und nicht nur die hier ermittelten 17 Persönlichkeiten. Jedoch stehen diese hier für alle evtl. nicht genannten Maler und Brachtschüler.

Jahr für Jahr kam Bracht mit seinen Schülern. Bald wurde Stargard in Malerkreisen bekannt. Andre Meister wie Peter Paul Müller, Charles Palmié und Oscar Frenzel, der

Tiermaler und Landschaftler, weilten längere Zeit in der Stadt. Auch die Schüler von Eugen Bracht, die inzwischen Meister geworden waren, wie Hans Licht und Ernst Kolbe, erschienen in späteren Jahren mit ihren Schülern. Hermann Koenemann verlegte schließlich seinen Wohnsitz auf einige Jahre ganz nach Stargard. Ihm hatten es die Birken von Eigelskberge angetan, die uns immer wieder in seinen Radierungen und Ölgemälden begegnen und entzücken.

Eugen Bracht war Liebhaber des Baches, des Wallgrabens und der vielen Berge und Täler mit ihren starken, sich überschneidenden Linien. – Von Hans Licht weiß man noch, wie er Studien im weit entlegenen „Stubbendiek“ machte, dessen geheimnisvoller Zauber es ihm angetan hatte. Unser besonderer Freund, der „Amerikaner“ Wiegand, malte die alten Eichen des Wallgrabens im Abendschein. Andere suchten sich malerische Motive im Hagen, auf der Burg oder am Bach. Sie durchstöberten die engen Straßen und Höfe der Stadt und malten das Hospital mit seinen dicken Mauern, seine altertümliche Wappentafel und seine alten Frauen. Sie drangen weit über Stargards Gemarkung vor bis die Motive erschöpft zu sein schienen und andere Gegenden lockten (P. Steinmann).

Marie Hager, Schülerin von Licht und Kolbe, setzte die Tradition bis 1945 fort. Viele Maler entdeckten vor allem die Feldberger Seenlandschaft, das Panorama vom Hauptmannsberg über den Zansen – Carwitz usw. Kurz, sie entdeckten ein Stück Heimat nach dem andern, auch malerische Stadtmotive. Einige von ihnen eroberten sich die Neustrelitzer Umgebung, wie z. B. Kayser-Eichberg, Fritz Geyer, die Gäste bei ihrer Kollegin Elise Blumenhagen in Villa Ithaka hinter der Neustrelitzer Schloßkoppel waren.

Marie Hager, geb. 20. 3. 1872, † 1947.

Sie gehörte zu den Doppelbegabungen und mußte sich dann notgedrungen zur Malerei entscheiden. Sie wollte Oratoriensängerin werden, und ihre mächtige Altstimme hätte auch große Dome füllen können. Jedoch hat die ausbildende Lehrerin ihre Stimme verdorben. So blieb ihr nichts anderes übrig, als zum Pinsel zu greifen. 1904/05 wurde sie Schülerin von Prof. Uht (Brachtschüler), danach direkt Schülerin von Eugen Bracht, der ihren mutigen Strich und ihre Farbigkeit sehr schätzte. Nach Bracht wurde Hans Licht, Berlin, ihr Lehrer und 1911 Ernst Kolbe (beide wieder Bracht-Schüler). In Berlin arbeitete sie im Winter zeichnerisch im Aktsaal. Vorübergehend wandte sie sich dem farbigen Holzschnitt zu, auch der Radierung. – Bis 1921 lebte sie mit ihrem Vater (Kirchenrat) in Dargun. Nach des Vaters Tod ließ Marie Hager von Baurat Schondorf in Stargard ein kleines Haus mit Atelier bauen, denn sie hatte dies Städtchen durch die Malkurse schon lieben gelernt und wählte es als Wahlheimat. Marie Hager ist Landschafts- und Architekturmalerin geworden. In breiter, fast männlicher Pinselführung setzt sie die mächtigen Kiefern am Klostersee in Dargun auf die Leinwand im spät-impressionistischen Stil. Von besonderem Reiz sind ihre Winterlandschaften mit dem leuchtenden blauen Schnee und die Spätsommerbilder: Hockenfelder mit goldenen Garbenreihen. Atelierbilder hat sie nicht gemocht und nicht gemalt. Sie malte nur draußen in der Natur. Stargard hat sie in allen Jahreszeiten gemalt, die blühenden Obstgärten am Burgberg, die Burg im Winterkleid, den Markt mit dem gotischen Kirchturm. Schon 1912 besichtigte sie die großen Ausstellungen in Berlin, Hamburg, München und Hannover. Seit dieser Zeit dann regelmäßig. So wurde sie in allen kunstinteressierten Kreisen bekannt. Ihre Reisen in die Hafenstädte Mecklenburgs und Pommerns (Wismar – Rostock – Stralsund – Stettin – Danzig – Lübeck) waren stets große Arbeitserfolge. Hafenbilder waren ihre Leidenschaft, das Kommen und Ausfahren der Schiffe und Segelboote liebte sie sehr. Aber auch die bunten Wochen- und Blumenmarktszenen wußte sie malerisch festzuhalten, ebenso Fleetmotive in Hamburg und die mittelalterlichen Städte mit winkligen Gassen, Kopfsteinpflaster und einer gelben Postkutsche reizten ihr Malerauge, jedoch beileibe nicht in Butzenscheibenmanier. Viele Städte und Kunstgalerien erwarben ihre Bilder. Wir können eine lobende Kritik der Pariser Kunstzeitschrift „La Revue Moderne“, 1930, Nr. 4, über Marie Hagers Bilder anführen: „Man ist zu leicht geneigt, ich Marie Hager als

Malerin des Winters vorzustellen, dieses deutschen Winters, in dem der Schnee hoch und lange liegt, der Himmel wolkenverhängt und das Licht nebelverschleiert ist.“ So ist es aber nicht. Vielmehr könnten wir sagen, daß Marie Hager auch Malerin des Herbstes war. Sie hat oft zu mir geäußert, daß nur selten ein Maler Schnee malen könnte, es reizte sie daher, hierin eine Meisterschaft vorzustellen, und das hat sie auch erreicht.

Mehr Farbe – wenig Zeichnung, gute Komposition und Perspektive. Große Weite und Tiefe und darüber der norddeutsche Himmel. Das sind ihre Stärken gewesen.

In Neubrandenburg und Neustrelitz hat sie viel gemalt. Wer kannte dort nicht die temperamentvolle Malerin Marie Hager, die im Herbst und Winter mit Rucksack und Staffelei und ihrem kleinen Hund Pummel, der wie ein Wollknäuel aussah und ihr mitunter als Wärmflasche für die Füße diente, da unter 6–7 Stunden die Malerin nicht an der Staffelei draußen in Kälte und Wind stand. Sie hat als Landschaftlerin und auch als Architekturmalerin (Wismar, Rostock, Stralsund, Königsberg, Danzig, Bremen und Hamburg) und in den letzten Jahren auch alpine Motive (schneebedeckte Steinriesen, sattgrüne Gebirgswiesen mit braunen Heustadeln) erlebt und stets gute Verkaufserfolge und Aufträge gehabt.

„In dem Herbstgold der Alleen, in dem blauweißen Schnee, auf den alten Dächern und Giebeln, in den braunen Fischkuttern und in den bunten Blumenständen zeigte sie ihr bestes Können.“

Verschnittene Schlösser und Burgen, Wald- und Parkmotive brachten ihr erste Erfolge. Perspektive und Komposition meisterte sie hervorragend. „Ihre Freilichtmalerei ist weiträumig, kühn und majestätisch sowohl in den Baumgruppen als auch in der Stadtlandschaft, über der sich stets ein wolkenreicher Himmel Niederdeutschlands wölbt“.

In welchen Städten malte Marie Hager?

Nürnberg	Lüneburg	Danzig
Rothenburg	Hamburg	Königsberg
Hildesheim	Bremen	Stettin
Braunschweig	Lübeck	Neckar-Tal
Goslar	Stralsund	Lahn-Tal
Heidelberg	Wismar	Main-Tal
Wernigerode	Rostock	Limburg
Neubrandenburg	Hannover	Güstrow
Neustrelitz		

Durch die Ereignisse Ende des 2. Weltkrieges ist ihr Nachlaß durch die Familie außer Landes gebracht, so daß ein Dunkel ihr Ende und ihre letzten Arbeiten umgibt. Durch eine befreundete Nachbarin, die sich trotz ihres Alters noch großer geistiger Frische erfreut, erfuhr ich, daß sich Marie Hager nach 1945 körperlich sehr schlecht befand und wahrscheinlich an einem Krebsleiden als Todesursache verstarb. In der Stadt war sie eine sehr geachtete und beliebte Bürgerin, die jedermann gern half. – Uns bleibt nur die schaffensfreudige, resolute, sich stets guter Gesundheit erfreuende Marie Hager in Erinnerung, die die herrlichen Kastanienalleen im goldenen Herbstkleid und den alten Renaissance-Erker am Darguner Schloß mit dem krapplackroten wilden Weingerank auf die Leinwand zaubern konnte wie kein anderer mecklenburgischer Landschaftsmaler.

Rein psychologisch fällt im Hagerbild etwas Typisches für diese Künstlerin auf: das Kollektive oder das Verkörpern einer Gemeinschaft. Im Hafen die vielen Boote und Schiffe, auf den Markt Bildern die Verkaufsstände, in den Alleen die Bäume, niemals ein einzelner Baum, in den Straßen die eng aneinander geschmiegt alten Giebelhäuser, am Klostersee Dargun mehrere Kiefern usw. Dadurch ist den Arbeiten eine gewisse Wärme, ein Geborgensein im Nebeneinander verliehen. Millets Wort, einen „Muttergedanken“ mit der ganzen Seelenkraft ausdrücken, könnte man auf die Hager-Bilder anwenden.

Etwa 30 Bilder konnten chronologisch erfaßt werden:

- 1911 Sonniger Wintertag (Kunstausstg. Berlin)
  - 1913 Sonnige Winterlandschaft
  - 1914 Kavalierhaus im Schnee, Neustrelitz
  - 1914 Bach im Winter (Schweriner Museum)
  - 1914 Wintersonne
  - 1916 Waldinneres im Neuschnee
  - 1919 Waldinneres im Neuschnee (Glaspalast München)
  - 1918 Schloß Dargun im Schnee
  - 1918 Wintersonne
  - 1918 Winter
  - 1920 Verschneite Schloßecke
  - 1920 Winterbach
  - 1921 Lüneburger Rathaus
  - 1922 Friedländer Tor, Neubrandenburg
  - 1923 Winterbach mit Pappeln
  - 1927 Kieler Bucht
  - 1930 Winter in Stargard
  - 1931 Ernte am Burgberg Stargard, (Bes. A. Wagner)
  - 1936 Ernte, Aquarell (Bes. A. Wagner)
  - 1931 Fleet in Hamburg
  - 1932 Hamburger Hafen I
  - 1932 Frühling am See
  - 1933 Hamburger Hafen II
  - 1933 Neustrelitzer Schloß im Schnee (2mal)
  - 1933 Holstenbrücke Lübeck
  - 1934 Pfarrkirche und Rathaus Güstrow
  - 1931 Schloß Dargun (Schweriner Museum) (2mal) u. Privatbesitz
  - 1931 Frühling am Torhaus Mirow (Bes. Rathaus)
  - 1928 Burg Stargard im Schnee
  - 1926 Schloß Hohenzieritz (Hindenburg)
- (teilweise Quelle: Dr. U. Lübbert, N. B. 1934)

Einige weitere Werke:

- Frühling in Burg Stargard
- Burg Stargard im Herbst
- Sommer in Burg Stargard
- Spätherbst am Stargarder Tor in Neubrandenburg
- Schloß Neustrelitz, Gartenseite
- Wintersonne über Burg Stargard
- Kiefern am Klostersee Dargun (2mal)
- Markthalle Güstrow
- Glockengießerwall
- Straße in Limburg
- Hauptallee Schloßgarten Neustrelitz
- Ewer am Kai
- An der Niederbrücke Hamburg
- Alte Kiefern am Klostersee Dargun
- Lübecker Holstentor
- Krantor Danzig
- Fischertor bei Danzig
- An der Langen Brücke Danzig
- Fischermarkt Danzig



Marie Hager

Tiergarten in Neustrelitz

Die Marienburg  
mehrere Blumenbilder  
Am Hohen Göll  
Familie Watzmann (Alpine Landschaft)  
Der Untersberg  
Obersee/Berchtesgaden  
Am Königssee  
Kitzsteinhorn  
Abend am Hallstädter See  
Blick auf den Watzmann  
Hallstadt

Johanna Beckmann, 1869-1941.

Ich lernte diese kleine, zarte Frau und Künstlerin schon im ersten Weltkrieg kennen, als wir Altwandervögel in der ehemaligen Stargarder Cholera-Baracke unser Landheim einrichteten und täglich mit Klumpfe und Geige den Weg zur Burg oder zum Luisenplatz singend und spielend machten, um dort oben den Abend im stillen Sinnen und Singen zu verbringen.

Es war uns ein Bedürfnis, die Künstlerin kennenzulernen, zumal wir eifrige Verehrer und Käufer ihrer Karten und Bücher waren. – Jedoch war ich noch Schülerin und hatte noch kein Verständnis für den Symbolgehalt und die feinsinnigen Vergleiche in ihrem begleitenden Text zu den Schattenbildern. Das kam erst 15–20 Jahre später. Als meine Lehr- und Wanderjahre und meine „Universitäten“ abgeschlossen waren, meine kunstgeschichtlichen Studien mich nebenberuflich intensiv ausfüllten und zu Vorträgen und Aufsätzen verarbeitet wurden. Es sollte dann auch ein Vortrag über Johanna Beckmann steigen. Dazu war es nötig, biographisches Material und das Gesamtwerk der Künstlerin kennenzulernen; es war auch ein Besuch in ihrem Berliner Heim und in ihrer Stargarder Waldhütte nötig, um ihre Umwelt, Arbeitsweise und vieles andere zu verstehen. Das also begab sich um 1930–32. – Viele persönliche Briefe hin und her, sowie Büchersendungen wurden gewechselt. Und so wurde mir Johanna Beckmann eine helfende Freundin und Ratgeberin im Verstehen ihrer Kunst und Aufgabe, und eine Führerin im rein Menschlichen.

Johanna Beckmann verlebte ihre Jugend und später als freischaffende Künstlerin den Frühling und Herbst in Stargard. Es wird angenommen, zumal sie auch als Malerin tätig war, daß sie diesem oder jenem Malerkollegen in Stargard auch begegnet ist. Es ist aber heute nicht feststellbar, ob sie als Blumen- oder Pflanzenmalerin Beziehungen zur Stargarder Malerschule gehabt hat oder nicht. Das aber soll nicht entscheidend sein für die biographische Skizze, die Johanna Beckmann hier gewidmet wird. Entscheidend war, daß diese Künstlerin nach eigenen brieflichen Worten an die Verfasserin (Brief von 1932) „fast alle Urbilder meiner Bücher in der Heimat entstanden sind.“ Stargard war ihre Heimat von Kind an bis zum Tode.

Johanna Beckmann gehört zu den Stillen im Lande, die stets ihrer Gabe und erkannten Aufgabe gelebt hat, sei es als Malerin in der KPM Berlin (20 Jahre hindurch), sei es als Märchenerzählerin, sei es als Dichterphilosophin, sei es als Meisterin des Scherenschnitts. Sie lebte schon seit dem 5. Lebensjahr zielbewußt ihrer Sendung der Scherenschneidekunst, sei es als Schülerin in der Kunstgewerbeschule Berlin, wo sie bevorzugt in der Gipsklasse schon Konewkaschnitte copieren durfte, sei es später in der KPM, als sie sich ganz dem Pflanzenleben widmete. Dort mußte sie das Kopieren der Renaissance-Modelle aufgeben, der ornamentale Stil wurde abgelegt. Zur selben Zeit entstand das erste große Illustrationsbild „Dornröschen“, das, wie die Künstlerin selbst sagt, keine Arbeit war, sondern ein Suchen nach Rosen, Dornen, Spinnrad, Märchenprinz usw. Mehr und mehr brach das individuelle Gestalten durch. Die Blumen halfen den Weg finden und die Rätsel lösen. Das Wesen der Blumen tief zu verstehen, das unermüdliche Beobachten vom Knospenansatz bis zum Verwelken. – „ein Suchen und Ringen bis sich der göttliche Funke in uns dem Licht vollenden darf, dem er entstammt“, das etwa war der Kampf um ihre Kunst.

Bis zum Jahre 1912 arbeitete sie in der KPM. Die meisten Bücher (das Gesamtwerk umfaßt an Büchern 25 größere Bände) sind nach Feierabend oder an Sonntagen nebenberuflich gestaltet. Man könnte sagen, ihre großen Arbeiten fast alle. Schon 1895 wagte sie den Schritt in die Öffentlichkeit mit einer Ausstellung in Schultes Kunstsalon Berlin, es folgten weitere Ausstellungen in Berlin, Hamburg, Dresden, Karlsruhe u. a. m. Danach wird die Schere vorübergehend beiseitegelegt, um botanische Arbeiten mit dem Fachschriftsteller und Gärtner Max Heßdörffer zu studieren und die Pflanzenstudien in der KPM zu vertiefen.

1913 wird ihr das Romstipendium zuerkannt, und sie lernt den Pflanzenreichtum des Mittelmeerraumes kennen und wohnt in der Villa Falconieri.

Bis zum ersten Weltkrieg schaffte sie ihre größeren Arbeiten, alles Spätere war mehr zum Abgewöhnen, weil die Augen erkrankten und die Mitarbeit an ihren verlegerischen Arbeiten des Gesamtwerkes sie sehr beanspruchten. Denn Johanna Beckmann schrieb den Text zu ihren Werken selbst, und zwar in ihrer Johanna-Beckmann-Schrift; daß sie auch die Autorin selbst war, sei noch bemerkt. Nur wenige Bücher fremder Autoren hat sie mit ihren Schnitten illustriert, es sind: „Andersens Märchen“ 1909, Eichendorffs „Taugenichts“ 1920, Storms

„Immensee“ 1923. Ihre Schattenwesen waren ihre geliebten geistig-seelischen Kinder, denen sie in liebevollster Art durch die Buchpublikationen zum Leben verhalf. Es waren nicht nur Pflanzen, Blumen, Bäume, Zweige, Tiere, es waren auch die Unterirdischen: die Wichtel und Elfen, Zwerge und andere Märchenwesen, die sie in die Sagen- und Fabelwelt ihrer Schattenwesen mit einreichte. Mit allen war sie geschwisterlich innig verbunden. Sie ist als Mittlerin zwischen Pflanze und Mensch am besten zu verstehen. In ihrem Waldhüttelein auf der Wiese am Bach und im Burggarten Stargard hat sie jahrzehntelang gearbeitet. Oft waren Kinder um sie herum, denen sie Geschichten erzählte. Wir begegnen ihrer großen Kenntnis des Pflanzenlebens besonders in dem 1903 geschriebenen und erst 1925 veröffentlichten Werk „Pflanze und Mensch“, auch „Knospen“ und „Wenn Frühling wird“, in den „Waldsagen“, 1913, die alle im Stargarder Gebiet beheimatet sind, ebenso das wertvolle Werk „Pflanzenleben“, 1911-1921, veröffentlicht 1931. In diesen Arbeiten begegnen wir der einzigartigen Symbolik im Werden, Wachsen, Blühen, Reifen und Sterben von Pflanze und Mensch. Um Johanna Beckmann zu verstehen, muß man der Weisheit ihrer Symbolik nachgehen. Wer das Werk dieser besonderen Künstlerin studiert, wird von selbst zu dieser Symbolik ein Verhältnis finden.

Wir sind heute in der Naturwissenschaft bereit, dem Pflanzenleben besondere Kräfte und ein Innenleben zuzusprechen. Schon der große Entdecker, Forscher und Arzt, Prof. Dr. Hans Much hat in seinen letzten Lebensjahren – vor etwa 40 Jahren – diesem Pflanzenleben nachgeforscht und bedeutsame Experimente vorgenommen. „Der Mensch ist wie ein Gras, das frühe blüht und bald welk wird.“ – Johanna Beckmann sagt: „Ich fragte Natur: Warum? Da antwortete sie und ihr Wort klang hinein in das Brausen des Sturmes: ich weiß es nicht, das ist der Wille Gottes. Der gab uns seine Gesetze und Er steht über ihnen. Der Wille, der jedes Wesen schuf, der's erhält und der's vernichtet, der heißt die Liebe. Sei still und frage nicht, gib deinem Werk deine Seele (Liebe). Das Schicksal zwingst Du nicht. Und wie Natur uns lehrt, so wollen wir's halten. Fest stehen da, wohin uns das Geschick gestellt hat. Es lehne sich zwar an, wer das braucht, gleichviel, nur immer zum Licht. Nicht sorgen und fragen, sondern sich zufrieden geben im gewissen Wissen, daß, wie ob all der blühenden Welt, so über uns der Wille waltet, der die Liebe ist.“

„Die Wichtelmännchen“ und „Die Sternlein“, die hinter der Burg abends am Walde leben, sowie die „Goldene Ernte“ und „Der Frühling“ und das Buch vom „Zufriedenwerden“ sind Ernten der Umwelt oben auf der Burg Stargard und gipfeln in ihrer Erkenntnis: „Ich will zufrieden werden im Nie-Zufrieden-sein.“ Alle Spruchweisheit ihrer Texte mahnt den Menschen zur Besinnung, Bescheidenheit, Neidlosigkeit und Demut.

„Such nicht in dunklen Gründen,  
noch folg' der Wolken Zug;  
du hast im Vielentbehren  
um viel zu viel gefragt,  
du mußt nicht das begehren,  
was die Natur versagt.  
Und fürcht' dich nicht,  
es geht auf Erden  
bergab und wiederum bergan,  
sag' nur: ich will zufrieden werden,  
wenn ich zufrieden werden kann.  
Vergeßt das schwere Leben,  
kehrt heim zum Sonnengold,  
euch sei die Schuld vergeben,  
ihr habt zum Licht gewollt!“

Der Mensch ist gut! Das könnte man meinen sei der Ausgangspunkt ihrer Texte und nur die gesellschaftlichen Strukturen verändern den Menschen meist ins Nichtgute.

Ganz besonders reizend und eingehend, kindertümlich sind Johanna Beckmanns Kinderbücher, darin geht der Versteht mit den reizenden Schnitten Hand in Hand. Interessant und psychologisch volkskundlich wertvoll sind die Sagen, in denen der Waldgeist eine große Rolle für die Pflanzenwelt spielt. Er geht mit dem Wichtel konform, der nur die Menschen inspiriert. Quintessenz ihrer Philosophien ist: der Mensch ist des Menschen Feind, nicht aber die Pflanzen, Tiere, Steine.

In den „Waldsagen“ erleben wir ganz stark die schöpferische Sendung dieser Doppelbegabung bei Johanna Beckmann: gehet hin und lehrt, daß die Liebe nicht nur über den Sternen wohnt, sie soll es auch unter den Menschen – daß die Barmherzigkeit nicht nur unter den sich Christen Nennenden wohnen soll, sondern unter allen (siehe die Sage vom Werte-Wägen, vom Krieg und Frieden, usw.)

Ein Ruf zur Realisierung des Sozialismus, ohne dieses moderne Wort zu nennen.

Das persönliche Werk ist „das Feuer“ (= Liebe). Im 4. Teil des Werkes setzt sie dem großen schöpferischen Geist ein Denkmal.

„Erlöse dich im Werk, du Menschenseele,  
wenn du kannst, und bet' im Feuer an  
die große Macht, die dich erlösen kann.“

Das einsame Leben, ihr eigenes, des sich Hingebenden, des niemals Kampfesmüden, sowie der steten Bereitschaft zum Tode.

Das Pflanzenkunstwerk in einem großen Band vereinigt herauszugeben, würde auch heute noch ein wertvoller Beitrag in der Entwicklung der kunstgewerblichen Silhouette sein und viele Freunde finden. – Eine Redigierung vieler Texte wäre notwendig.

Johanna Beckmann schrieb zu ihrer Werkarbeit folgendes an mich: „Die Schnitte entstammen wie fast alle Urbilder meiner Bücher der Heimat. Weihnachten suchte ich die winterlichen Zweige für „Muß durch“, Ostern die knospenden Bäume für den großen und kleinen Stern. (Dies ist gedacht auf einem Weg, der für uns zu weit war, er führt über die Berge an der Burg vorbei zum Hagen, da steht abends der große und kleine Stern.) – (1909 erschienen die 1908/9 gestalteten Andersen-Märchen.)

„Vom Zufrieden-Werden“ (1910), 4. Auflage vergr. Ich bereite es jetzt neu vor, vielleicht ist es das Buch, wo ich mit dem Schattenbild am meisten eins war nach der jahrelangen steten Gemeinschaft – und noch ehe sich die Zeiten in der K P M wendeten. 1909–1912 gestaltete ich „Das Feuer“, 1911 erschien „Die schwarze Kunst“, geschrieben 1908.

„Waldsagen“, 1913. 1912 hatte ich noch viel Krankheit und legte u. a. mein Wirken in der KPM nieder. Im Oktober daheim im Wald. Am 3. April 1913 war ich in Rom, Villa Falconieri, bei Frascati, nachher Florenz, Venedig.

Am 1. Juli bezog ich meine Wohnung Klopstockstraße 4, immer fast krank. Ostern 1914 Krankenhaus.

1895/96 hatte ich Ausstellungen im Kunstsalon Schulte gehabt, war dann durch Krankheit und hauptsächlich durch meine botanischen Arbeiten mit dem Fachschriftsteller und Gärtner Max Hesdörffer vom Schattenbild abgekommen, hatte aber durch die Pflanzenstudien in der KPM mit den Pflanzen immer mehr Fühlung genommen.

Im Herbst 1903 hatte ich das 1925 erschienene „Pflanze und Mensch“ geschrieben und 1904 und 1905 neben den Urbildern der anderen Bücher gestaltet, auch mein 1. Heft: „Storch und Frauenfrage“ (erschieden 1908), auch „Knospen“, 1905, (erschieden 1924). Im Jahr 1905 fanden nach den Berliner Ausstellungen auch solche in Hamburg, Frankfurt/M., Dresden, Karlsruhe u. a. statt. – 1906 erschien „Wichtelmännchen“, (gestaltet 1905). Es wurde 1906 gedruckt, während ich die Nordlandreise: Schottland, Island, Norwegen machte. 1906 erschien das Kinderbuch „Jedem das Seine“.



Marie Hager

Hafen in Wismar

Ich hatte für das Schattenbild nur die Abende, Sonntage und Feiertage, da ich acht Stunden täglich in der K P M arbeitete. 1907 erschien „Sternlein“, die Originale waren im Februar bei Schulte ausgestellt.

1917/18 Märchenmappen I und II und dann all die Karten.

1920 „Traum und Tat“. Später „Wenn Frühling wird“, „Naturgeheimnis“ 1906 gestaltet.

1914 „Von Tod und Leben“ geschrieben, geschnitten in Rom. Dann „Pflanze und Mensch“, Kinderbuch von „Stehmännchen und Gründlingen“ (1907), 1927 Bilderbuch gestaltet. – Am 3. Mai 1928 mein 60. Jahrestag. 1928 erschien das Bilderbuch. 1929 „Das Feuer“. 1931 „Pflanzenleben“, (geschrieben 1911–1921).

Noch manche ungedruckte Arbeiten sind vorhanden.

Walter Gotsmann, 1891–1961

Das Wesentliche an der Persönlichkeit Gotsmanns ist seine enge Verbundenheit mit der Natur und den Menschen sowie der Geschichte seiner Heimat. Er lebte aus den Kräften der Natur.

Das Erwachen der Heimatliebe in der dörflichen Gemeinschaft seiner Kinderjahre im Schulhaus zu Granzow bei Mirow hat nicht nur die große Naturliebe in ihm geweckt, sie hat

ihn auch mit der Viehhaltung, Feld- und Gartenwirtschaft, Fischerei und Waldnutzung vertraut gemacht, die ihm nach 1945 bei den ökonomischen Aufgaben unseres Agrarbezirkes Neubrandenburg wieder zunutze kamen, wenn er als Landschaftspfleger eingreifen mußte. Da in den letzten Kriegsjahren und den Notzeiten nach dem Zusammenbruch die Natur zum reinen Ausbeutungsobjekt wurde und sich die Notwendigkeit ergab, für ihren Schutz einzutreten, so legte der Maler schicksalsmäßig Pinsel und Zeichenstift beiseite, weil er erkannte, daß es notweniger sei, Bäume zu pflanzen und die Landschaft zu schützen und zu pflegen, als sie zu malen. Was Gotsmann in den Jahren von 1945–1961, also in rund 15 Jahren für den Kreis Neustrelitz als Naturschutzbeauftragter geleistet hat, kann in diesem Zusammenhang nicht behandelt werden, da wir hier den Maler und Kunsterzieher und den Schüler von Hans Licht und andern kennenlernen wollen.

Von 1905–1910 ging er auf das Mirower Seminar zur Ausbildung als Volksschullehrer. Neben diesem Studium erste botanische Exkursionen, Vertiefung in regionale Kultur- und Landesgeschichte. Der Junglehrer nimmt seine erste Tätigkeit in der Schule Neucanow, einem kleinen Walddörfchen, für vier Jahre auf. Der Umgang mit den Grünröcken im Wald bringt Vertiefung in Ornithologie und Dendrologie. Hier findet sich auch Zeit, die zeichnerische Begabung auszubilden, ein Fernkursus gibt praktische Anleitung.

Die Weltkriegsjahre führen Gotsmann in die Sabeler Schule bei Stargard. Schöpferischer Austausch findet im „Sabeler Bund“ mit einigen musisch veranlagten Kollegen statt. Die erste akademische Unterweisung in der Bildenden Kunst beginnt jetzt. Landschaftskurse (1917–1918) bei Prof. Licht im nahe gelegenen Malerstädtchen Stargard und später in Cammin/Pommern bringen sein Talent als Landschaftler zur Entfaltung. Die Landschullehrtätigkeit wird aufgegeben und an Kunstschulen und Akademien in Berlin, München, Leipzig und Stuttgart bildet er sich zum Maler und Zeichenlehrer aus. Worpsswede mit dem Modersohn-Vogelerkreis bildet den Abschluß für den Landschaftsmaler.

Ein neuer Lebensstil, neue pädagogische Methoden, unter denen das Landerziehungsheim an oberster Stelle steht, halten ihren Einzug. Die Lebensreformer, unter denen der Altwandervogel als bündische Jugendbewegung auf dem Hohen Meißner seinen Höhepunkt erreichte, zählt auch Walter Gotsmann zum begeisterten Freund. Dort findet er auch seine Lebenskameradin. – Ab 1919 ist er in den Neustrelitzer Oberschulen als Zeichenlehrer und Kunsterzieher tätig. In der verbleibenden Freizeit bringt er die erste Ernte als Landschaftsmaler nach Hause. Das Feldberger Seengebiet, der Hauptmannsberg bei Carwitz und die herrliche Tollense-Landschaft werden vom Künstler entdeckt. Die von Joh. Gillhof herausgegebenen Meckl. Monatshefte bringen Proben seines Schaffens. Kunstausstellungen in Schwerin und Rostock nehmen seine Werke auf. Studienreisen zum Fischland nach Ahrenshoop, zum Darß, lassen seine künstlerische Entwicklung zu dem ihm eigenen Stil heranreifen.

Neben dieser künstlerischen Tätigkeit läuft die wissenschaftliche Vertiefung in die Natur einher. 1957 lud Gotsmann die Natur- und Heimatfreunde zu seinem Vortrag: „Wie sieht ein Maler die heimische Landschaft?“ ein. Er gab zum ersten Mal der Öffentlichkeit einen Einblick in seine Werkstatt mit persönlichen Erläuterungen. – Gewiß hat er schon 1940 im Zeichensaal des Gymnasiums mit Ulrich Wellhausen (gest. 1945) und dem Architekten Karl Mausbach zusammen eine Schau seiner Aquarelle und Graphiken aus heimatlicher Landschaft veranstaltet. Vielleicht hat er es aus tiefem Heimweh nach seinem künstlerischen Schaffen getan und einige der ihm verbliebenen Arbeiten (1945 hat er viel verloren und im Stich lassen müssen) nochmal hervorgeholt, um seinen Natur- und Heimatfreunden sich nochmal, ehe er seiner Krankheit erlag, als Künstler und Seher unserer schönen mecklenburgischen Landschaft vorzustellen.

So führte er die Gäste des Abends mit seinem Bild auf den Hauptmannsberg zu Carwitz b. Feldberg, um die malerische Seenkette zu überschauen. Der Berg war damals noch ein karges Hockenfeld. Wir sahen eine mecklenburgische Dorfstraße mit alten Linden; kleine

Fachwerkgiebel und Backsteinhäuschen, vom Dorfkirchturm überragt; Tintenaquarelle „Bei der Heuernte“; zwei knorrige Bäume als Windflüchter auf Ahrenshoop; einen Dünenweg auf der Nordseeinsel Amrum (Heimat seiner Frau), in venetianisch-braun gehalten; einen versteckten Fischerkaten in Althagen/Ostsee und Studien aus der Bürgerhorst: Aufbau zum Vogelschußfest (Zelte, Karussell, grüner Wagen, lebhaftes Milieu der Artisten und Schausteller in den dreißiger Jahren). –

Federzeichnung mit bunter Kreide ausgetönt, Sepia-Zeichnung und blaue Tintenaquarelle sind die vorherrschenden Gotsmann-Techniken. Dem Maler geht es darum, das ihm zum Erlebnis gewordene auf seinem Bild festzuhalten: den knorrigen dünnen oder den sich breit ausladenden belaubten Baum; den See mit der kleinen sonnenbeschienenen Insel oder das rote Dach unter grauschwarzem wolken schwerem Himmel, die leuchtende Kirchturmspitze am Horizont mit den rotbraunen Dächern der kleinen Dorfhäuser oder den beladenen Heuwagen mit den aufstakenden Landleuten. Alles andere ist für ihn rankendes Beiwerk, das zur Erhöhung des Hauptmotives dient. Da kommt es dem Maler nicht auf fotografische Treue an. Er darf „lügen“. Ist der Baum schlecht belaubt, kann er ihm eine üppige Krone geben und auch umgekehrt. Für den Maler ist nicht das wahr, was er mit dem äußeren Auge sieht, wohl aber das, was das innere Auge sieht und erlebt. So verstanden wir damals die gemalten Landschaften Walter Gotsmanns; die Schwierigkeit der malerischen Wiedergabe der Luft und der ewig wechselnden Wolken, der immer verschiedenen Beleuchtung durch Sonne und Wolken, der stetig anderen Stimmung in der Landschaft.

Sein Werk hat nicht den Weg zu großen Kunstausstellungen gefunden. Es blieb im Familien- und Freundeskreis wohl deshalb, weil er mehr Pädagoge und Kunsterzieher war, als schöpferisch arbeitender Landschaftler.

Gotsmanns oft zitiertes Goethe-Wort soll den Schlußstein setzen:

„Müset im Naturbetrachten  
immer eins wie alles achten.  
Nichts ist drinnen, nichts ist draußen,  
denn das Innen, das ist Außen.  
So ergreift ohne Säumnis  
heilig öffentlich Geheimnis.“

Johanna Reincke, geb. 21. 8. 1874, Dobbertin, gest. 22. 2. 1948, Feldberg

Zu den besonders charakteristischen Landschaftsmalerinnen gehört Johanna Reincke, Tochter eines Feldberger Baumeisters. Sie war Schülerin von Leistikow und Corinth und hat sich in ihrer Motivwahl ganz der heimischen Wald- und Seenlandschaft um Feldberg herum (Carwitz, Carpin) gewidmet, und zwar in allen Jahreszeiten. Aber auch auf dem Fischland malte sie mit Erfolg.

Sie kam verhältnismäßig spät, erst mit 24 Jahren, zu ihrem Beruf als Malerin. Es war damals, als der Landschaftsmaler Feldmann mit seinen Schülerinnen nach Feldberg kam und Johanna Reincke sich diesen anschloß. (Feldmann war auch ein Bracht-Schüler). – Danach erst ging sie nach Berlin zu Leistikow und Corinth und mietete sich dort ein eigenes Atelier. Im ersten Weltkrieg ging sie wieder zurück nach Feldberg und widmete sich dort der heimischen Landschaftsmalerei. „Ich bin mit der herrlichen Endmoränenlandschaft Feldbergs wie verwachsen. Mich reizen die feinen Luftstimmungen, und so begleitete ich jede Jahreszeit, den Schnee des Winters, das Knospen und Blühen des Frühlings, die satte Fülle des Sommers und das Sonnengold des Herbstes.“

Nach 1945 litt die Künstlerin sehr an Unterernährung und auch an gänzlicher Malmittel-Knappheit. So vegetierte sie bis zur schweren Krankheit und ihrem Tod 1948.

Zu den markantesten Bildern ihrer Werke gehören „Die Rosenberge“, „Blühender Ginster am Carpiner Weg“, „Herbststimmung am Sprockwitz-See“, sowie Abendstimmun-

gen am Luzin-See und die gelben Lupinenfelder. Chromgelb war ihre Farbe und ihr großer einmaliger Erfolg in der Motivwahl.

Der Mecklenburger Maler **Hermann Koenemann** wurde zwar am 21. 4. 1871 in Bonn geboren, wurde aber durch Übersiedlung nach Schwerin ein Wahlmecklenburger. Er besuchte die Düsseldorfer Kunstgewerbeschule und zwei Jahre die Karlsruher Kunstschule, um dann die Meisterklasse bei Bracht zu besuchen.

1901 machte er größere Reisen studienhalber nach Paris (Akademie Julien), Nordfrankreich, Belgien, England.

1907/8 war er oft mit Bracht in Stargard und Dargun. Er nahm längere Zeit seinen Wohnsitz in Stargard. 1909 siedelte er endgültig nach Schwerin über.

Koenemann hat als Grafiker wie auch als Maler Hervorragendes geleistet. Über zehn Wiedergaben haben die Meckl. Monatshefte veröffentlicht (1927–1934). Er ist von der Handschrift seines Meisters Bracht nicht unbeeinflusst geblieben, sowohl in der Zeichnung als auch im Ölbild. Es sei an das Bild „Gewitterstimmung“ erinnert, es stellt keltische Gräber (Heldengräber) bei Carnac in der Bretagne dar. Ein Bild voller dramatischer Romantik in monumentaler Wiedergabe des gewaltigen Gesteins. Vergleiche Bracht: „Gestade der Vergessenheit“. Auch das Bild „Mecklenburg im Winter“ ist seinem Meister Bracht verwandt.

Von 1915 an besuchte Koenemann alle großen Kunstausstellungen in Deutschland, Wien, Paris usw. Als echter Naturalist hat er sich als Zeichner, Radierer und Maler tief in die mecklenburgische Landschaft eingelebt und Wertvolles geleistet.

Die lokale Notiz der Stargarder Zeitung, Jahrgang 1904, berichtet von Prof. **Peter Paul Müller**, München, und dem Landschaftler **Krodel** sowie Prof. **Charles Palmié**, die sich länger als Landschaftsmaler mit ihren Schülern in Stargard aufhielten. Prof. Müller, geb. 1. 2. 1853 in Berlin, Besuch der Weimarer und Münchener Kunstschule. Sein Wohnsitz war Gauting bei München. Er liebte Buchenwaldmotive, Niederjagd und kleine Gewässerläufe. Im Werk von Boetticher sind 26 größere Arbeiten verzeichnet. Er, wie auch Charles Palmié, haben die Bracht-Tradition mit ihren Schülern in Stargard fortgesetzt. Palmié war auch Landschaftler und Stillebenmaler und stammte aus Aschersleben, geb. 22. 10. 1863, gest. 15. 7. 1911 in München. Er war Schüler der Dresdener Akademie und arbeitete als Pointillist. – Zu den Bracht-Schülern gehört auch der Schwede **Persson**, der in Kriestoffer (Schonen) am 25. 9. 1862 geboren wurde und am 15. 1. 1914 in Tyninge (Schonen) starb. Er war viel in Stargard und hat dort eifrig gearbeitet.

Prof. **Hans Licht**, geb. 16. 4. 1876, setzte mit Hans Hartig die Bracht-Tradition fort. Beide waren Schüler von Bracht und arbeiteten auch in der Umgebung von Stargard und Feldberg mit ihren Schülern. Marie Hager und Walter Gotsmann u. v. a. waren Schüler von Licht und malten in Feldberg, Dargun und anderen mecklenburgischen und pommerschen Städten mit ihrem Lehrer. 1902 malte Licht den „Großen Luzinsee bei Sonnenuntergang“, den „Alten Fährkrug“, 1901, und viele andere schöne Motive.

**Hans Hartig** schloß sich vorübergehend Ernst Kolbe, seinem Landsmann aus Pommern, an. Hartig war am 6. 10. 1873 in Carvin in Pommern geboren. Er war in Berlin Schüler von Bracht und folgte ihm mit Kolbe nach Dresden. Er malte schlichte Motive aus Pommern und Ostpreußen, Alt-Dresden, einen „Winterabend in Masuren“, eine „Alte Baumbrücke“, „Die vereiste Spree“, auch Städtebilder, u.a. die herrliche Marienkirche in Prenzlau.

Der Landschaftler **Carl Langhammer**, ebenfalls von 1886–1892 ein Brachtschüler, ist am 26. 7. 1868 in Berlin geboren, wo er auch später seinen Wohnsitz behielt. Nach dem Studium nahm er längeren Aufenthalt in Paris, Italien, Griechenland, Ungarn, Belgien, Holland, England. Er malte märkische Bauernhöfe, Parklandschaften in Öl und Aquarell,

Motive aus Tangermünde und die norddeutsche Tiefebene mit Rinderherden sowie malerische alte Stadtmotive. –

Der Maler Ernst Kolbe wurde am 9. 1. 1876 in Marienwerder in Westpreußen geboren und starb am 18. 7. 1945 in Rathenow. Er verlebte seine Jugend bei Verwandten auf einem Gut bei Stargard in Pommern. Er studierte auf der Berliner Kunstakademie 1895 bei den Lehrern Ehrentraut und Vorgang, um dann 1899 zu Bracht ins Meisteratelier überzuwechseln. Er folgte Bracht 1902 mit seinem Landsmann Hans Hartig zusammen nach Dresden und ließ sich 1906 in Berlin-Steglitz nieder. Studienreisen führten ihn besonders an die Ostseeküste von Danzig bis Lübeck, auch auf die Nordsee-Insel Sylt.

1913 ging er als Preisträger der Berliner Kunstakademie nach Tirol. Im ersten Weltkrieg diente er als Sanitäter.

Er malte viel in Stargard und bevorzugte Motive der Hansestädte, Interieurs aus Fischerhäusern und Lübecker Patrizierhäusern. Später ging er zum impressionistisch behandelten Städtebild über. Stationen seiner Arbeit sind: Hamburg, Lübeck, Stralsund, Stargard in Pommern, Dresden.

Für das Schöneberger Rathaus malte er fünf große Wandbilder in Kaseinfarbe, auch zwei große Werke für das Luftfahrtministerium, obgleich er Antifaschist war. In der Mark Brandenburg bevorzugte er Motive aus Rheinsberg, Kloster Chorin, Angermünde, Klein-Machow u. a. m.. Viele Auszeichnungen wurde ihm zuteil, so z. B. die silberne und goldene Medaille. –

Zwei tüchtige Schüler von Bracht, die auch häufig in Neustrelitz (Gäste bei der Kollegin Blumenhagen im Haus Ithaka bei Neustr. und bei Schmidts in der Useriner Mühle) waren, sind Paul Kayser-Eichberg aus Potsdam und Fritz Geyer, Berlin-Steglitz. Beide waren hervorragende Landschaftsmaler und Schüler von Eugen Bracht.

Kayser-Eichberg wurde am 5. 4. 1873 in Eichberg in Schlesien geboren und war von 1893–99 Schüler von Bracht. Er malte märkische und mecklenburgische Landschaften, Heidegegend mit bäuerlicher Staffage oder Viehherden im breiten impressionistischen Stil. Ich hatte das Glück, ein Neustrelitzer Motiv im Großformat zu erwerben, und zwar hat dies Bild kulturgeschichtlichen Wert, da auf diesem Gelände jetzt das Pflegeheim Hohenlanke bei Neustrelitz sich befindet. Es stellt den „Neuntöterberg“ im Sommer mit weidenden Kühen dar. Dort befand sich eine Kolonie dieser Vogelart, die Neuntöter genannt wird. Jetzt ist das herrliche Bild von mir dem Neustrelitzer Museum gestiftet.

Fritz Geyer, geb. 1875 in Nürnberg, war auch ein Bracht-Schüler; seine Baumlandschaften lassen dies erkennen. Er malte oft – in kleinerem Format – in Neustrelitz. Seine Arbeiten stellte er regelmäßig in Berlin, Düsseldorf und München aus. Er liebte Motive wie norddeutsche Seenlandschaften, Bauerngehöfte, Wald und Tal mit malerischen Durchblicken, Burgen in Abendstimmung. Später viele Motive aus seiner fränkischen Heimat (Bamberg, Nürnberg, Dinkelbühl) alte Stadttore in flotter impressionistischer Manier.

Landschaftsmaler und Radierer Wilhelm Feldmann wurde am 1. 7. 1859 in Lüneburg geboren und nahm sein Studium in den Akademien zu München, Karlsruhe (Schönleber) und in Berlin bei Prof. Bracht auf. Die Sparte Radierung erlernte er bei Prof. Hans Meyer. Von 1886–1904 lebte er in Berlin, wo er auch als Lehrer wirkte und mit seinen Schülern in die Feldberger Gegend kam. Nach seiner Berliner Zeit zog er in das Eulenspiegelstädtchen Mölln. Für seine Radierungen wählte er romantische deutsche Schlösser, wie z. B. Eltz, Hohenzollern, Lichtenstein u. a. Für seine „Rudelsburg“ bekam er den Akademie-Preis.

Als Landschaftler malte er neben seinen heimatlichen Heidelandschaften Motive aus der Mark und der Berliner Umgebung. Im Lexicon bei Thieme-Becker wird seine Malweise als „weiche, lyrische Naturstimmung in gedämpfter Farbgebung und in einer Technik, die

zwischen der älteren, mehr zeichnerischen Art und dem Impressionismus zu vermitteln sucht“, bezeichnet. – 25 Jahre hindurch hat er viele große Ausstellungen mit seinen Arbeiten bereichert, besonders in Berlin. – Er starb am 10. 10. 1932 in Lübeck.

Ein oft genannter Landschaftler in Stargard war der Prof. Friedr. Theodor Kloß, geb. am 19. 9. 1802 in Braunschweig. Er war auch ein leidenschaftlicher Marinemaler und als Lithograph und Zeichner tüchtig. Er studierte an der Berliner Kunstakademie und malte seit 1819 bei Carl Schumann in Berlin Porträts und Marinebilder. Sein Vorbild in der Malerei waren die alten Holländer. 1822 stellte er drei Kopfstudien erstmals in Berlin aus. 1824 malte er den Swinemünder Hafen und Seestücke, u. a. „Die Verbrennung der Türkischen Flotte bei Navarino“. Durch den Maler Eckersberg angeregt, legte er die Atelier-Malerei endgültig ab und arbeitete nur noch nach der Natur. Sein Hauptaufenthalt war Dänemark – Kopenhagen. Mit seiner Fregatte segelte er auf der Ost- und Nordsee, nach Island, Italien, Holland usw. Er malte das offene Meer mit Schiffen, die Faröer-Inseln, Walfischfang, Hafensichten, Kriegsschiffe, Seegefechte, Strandmotive u. ä.

### **Wird die Tradition der Stargarder Malerschule nach 1945 fortgesetzt?**

Wir können diese Frage mit einem eingeschränkten „Ja“ beantworten. Mit Marie Hager starb 1947 die letzte Schülerin der Eugen-Bracht-Schule. Auch sie war in etwa 50jähriger zäher Arbeit zur Meisterin geworden.

An ihre Stelle, sogar unweit ihrer Wohnung, trat ein junger Maler aus Stargard in Pommern (geb. 10. 11. 1918), der schon vor seiner Teilnahme am 2. Weltkrieg in Stettin Mal- und Zeichenunterricht genommen hatte. Nach seiner Einbürgerung in Burg Stargard besuchte er von 1950–1953 das Institut für Kunsterziehung der Universität Greifswald bei Prof. Wegehaupt und Prof. Schmidt-Walter. Friedrich Hitz ist neben seinem freiberuflichen Schaffen in vielen Sparten der Bildenden Kunst vor allem Lehrer. So führt er u. a. zwei Zirkel der Zentralen Arbeitsgemeinschaft Bildnerisches Volksschaffen in der Nationalen Volksarmee Neubrandenburg. Der eine Zirkel besteht schon 16 Jahre, der andere 5 Jahre. Es ist erstaunlich, was diese jungen Menschen gelernt haben unter ihrem tüchtigen Kunsterzieher. Grafik, Aquarelle, Rohrfederzeichnung, Linolschnitte usw., die insgesamt schon ausstellungsreif sind.

Zweitens leitet Fr. Hitz jedes Jahr einmal das 14tägige Praktikum des Instituts für Lehrerbildung (Kunsterziehung) Potsdam, das in Burg Stargard stattfindet.

Und drittens besteht seit 5 Jahren eine Arbeitsgemeinschaft für bildnerisches Volksschaffen. Sie setzt sich aus Schülern, Hausfrauen, Angestellten, Handwerkern usw. zusammen und zählt etwa 15 Teilnehmer. Friedrich Hitz ist ein erfolgreicher Lehrer. Die gründliche Schulung und Methodik des Lehrers trägt gute Früchte. Dazu kommt die pädagogische Begabung, so daß zahlreiche Schüler aus dem Bezirk sich ihm unterstellen und ihr Hobby mit Begeisterung treiben. Es ist erstaunlich, daß Fr. Hitz neben all dieser Arbeit, die auch viel Vorbereitung mit sich bringt, noch Zeit genug zu eigener Arbeit findet. Momentan ist das Aquarell mit Landschafts- und Blumenmotiven seine Stärke, leuchtende Farbensinfonien mit breitem Pinsel, fast ohne Zeichnung gemalt.

Daß dieser im Stillen arbeitende Kunsterzieher und Maler für seine erfolgreiche Arbeit auf dem Gebiet der Bildenden Kunst mit zahlreichen Ehrungen ausgezeichnet wurde, sei noch am Rande bemerkt.

Natürlich wird mit Fr. Hitz die Tradition der Stargarder Malerschule in anderer Weise fortgesetzt. Eugen Bracht bildete Berufsmaler aus, Fr. Hitz bildet Schüler zur nebenberuflichen Malerei aus, heute sagen wir für Freizeitbeschäftigung oder Hobby.

Daß der Mensch der Gegenwart durch die gekürzte Arbeitszeit gegenüber von vor 80–100 Jahren mehr Zeit für sich oder die Familie hat und diese Freizeit für seine Interessenarbeit nutzt, ist hier entscheidend.

Erfreulich ist, daß hier der Lehrer mit den Schülern die Stadt-, Wald- und Wasserlandschaft mit in die Motivwahl einbezieht und somit das Erlebnis in der Natur fortgesetzt wird. – Wie mir der Lehrer versicherte, bevorzugen seine Schüler die Landschaft und sekundär ist das Porträt. Das mag aber psychologische Ursache haben, denn das Charakteristische eines Porträts herauszufinden, verlangt schon eine gewisse Reife, die der j u n g e Schüler oft noch nicht besitzt.

Es wäre wünschenswert, wenn auch andere Institute ihr Praktikum im Bezirk Neubrandenburg abhielten. In Carwitz bei Feldberg hält Frau Prof. Meyer-Dennewitz aus Dresden auch jedes Jahr ihr Praktikum ab.

So können wir doch die gestellte Frage, ob die Eugen-Bracht-Tradition fortgesetzt wird, eigentlich mit einem „Ja“ beantworten. Die Institute für Lehrerbildung (Kunsterziehung) bilden doch die Nachwuchslehrer in der Bildenden Kunst aus, die fast in allen Städten auch nebenberuflich als Maler und Grafiker arbeiten und Ausstellungen beschicken. Wir haben ja in den vorstehenden Kurzbiographien gelesen, daß etliche dieser Maler (Thuro Balzer, Walter Gotsmann u. a.) als Kunsterzieher wirkten und als Maler außerdem Tüchtiges leisteten.

### **Lokale Notizen aus der Stargarder und Neustrelitzer Zeitung**

und andere Miscellen

Miscellen: zwei Briefe von Hans Thoma an Eugen Bracht; Neustrelitzer Kunstverein; Begegnung mit Marie Hager; Worpstedt und Ahrenshoop Anekdote; Worpstedt Landschaft und Mensch.

Es sind 10 Zeitungsjahrgänge gründlich von mir durchgearbeitet, um evtl. Notizen über die Stargarder Malerschule darin zu finden. Das Entdeckte möge für alle Jahrgänge als Beispiel gelten. Die Jahrgänge der Stargarder Zeitung sind 1945 verloren gegangen in der Druckerei Niemann, Stargard. Private Exemplare waren nach meinen Nachforschungen nicht aufzutreiben. Das Gefundene aber genügt, um den Beweis der lebhaften Tätigkeit von Lehrern und Schülern der Brachtschule zu liefern. Sehr erfreulich ist, daß beim Suchen die Entdeckung von einem Neustrelitzer Kunstverein gemacht wurde, der ebenfalls Werke der Brachtschule und der beiden Künstlergemeinschaften aus Worpstedt und Ahrenshoop ausstellte. So schloß sich der Kreis dieses dreifachen Ensembles Bildender Künstler.

4. 11. 1904, Neustr. Ztg. Nr. 259.

Gestern abend gab der hier seit mehreren Monaten mit seinen Schülerinnen weilende Maler Prof. Palmié in Hardts Hotel ein Abschiedsessen, das mit einem Kostümfest verbunden war. Der Festraum war mit schönen Chrysanthenen malerisch geschmückt, und das ganze gewährte ein farbenprächtiges Bild. Wie wir hören, gedenkt Prof. Palmié in den nächsten Tagen von hier abzureisen. Einige Künstler werden jedoch noch längere Zeit ihre Studien in unserer romantischen Umgegend fortsetzen. Es ist dies Prof. Müller mit seinen Schülerinnen.

23. 11. 1904, Neustr. Ztg.

Mit heutigem Tage verlassen zwei in weiteren Kreisen bekannte Künstler nach mehr als viermonatigem Aufenthalt unser romantisch gelegenes Städtchen: es sind dies die Herren Prof. Peter Paul Müller aus München und Landschaftsmaler Krodell, ebenfalls ein Süddeut-

scher. Beiden Herren hat es so gut bei uns gefallen, und die Naturschönheiten unserer nächsten Umgebung haben sie so sehr begeistert, daß sie versprochen haben, im nächsten Jahr wiederzukommen.

24. 6. 1905, Neustr. Ztg.

Mehrere Maler und Malerinnen von auswärts haben bereits unser Städtchen zu Studienzwecken aufgesucht, weitere Anfragen und Anmeldungen lassen darauf schließen, daß für den nächsten Monat unsere Künstlerkolonie weiteren willkommenen Zuwachs erhalten wird. (Entnommen der Stargarder Ztg.)

21. 5. 1902, Neustr. Ztg.

Wie man uns mitteilt, wird der Direktor der Malerakademie in Dresden, Prof. Eugen Bracht, früher in Berlin, auch in diesem Jahr wieder mit der Meisterschaftsabteilung des Königl. Instituts auf vier Wochen in unserer Stadt Aufenthalt nehmen, um Studien in dem Umkreis aufzunehmen.

Es ist dies das vierte Mal, daß unser Ort diese Auszeichnung erfährt, die um so höher anzuschlagen ist, als der berühmte Künstler inzwischen seinen Wirkungskreis noch weiter von hier verlegt hat. (Entnommen der Starg. Ztg.)

13. 7. 1912, Stargarder Ztg.

Eine seltene Auszeichnung und Anerkennung wurde Herrn Landschaftsmaler Kloß, der seit mehreren Jahren in unserem Orte weilt, zuteil. Auf der Großen Kunstausstellung in Berlin war er mit drei Gemälden vertreten. Eines von diesen ist vom Preuß. Kultusministerium angekauft. Es soll einer staatlichen Sammlung überwiesen werden. Das Bild führt den Namen „Kleinstadt-Marktplatz“. Es stellt unseren Marktplatz bei regnerischem Wetter dar. – Wie wir hören, beabsichtigt Herr Kloß, in nächster Zeit unsere Stadt zu verlassen.

27. 6. 1912, Starg. Ztg.

Gemäldediebstahl beim Schweizerhaus Serrahn... Doch ist das Bild nicht, wie angenommen, aus dem Schweizerhaus geraubt, sondern einfach am Sonnab. nachm. von einer am Schweinegartensee gelegenen Wiese gestohlen worden, wo es der Kunstmaler Marschall hatte stehen lassen. Dieser wohnte seit einiger Zeit auf der Försterei Serrahn, um in den umliegenden Wäldern malen zu können. Am Sonnabend war er auf einer Wiese am Schweinegartensee tätig, um ein fast fertiges Bild zu vollenden. Er entfernte sich für kurze Zeit und ließ das Bild stehen. Als er zurückkehrte, machte er die Feststellung, daß sein Bild, dessen Wert er auf 3000,- M schätzte, verschwunden war. Motiv war: Schweinegartensee mit umgebendem Wald, 150 mal 80 cm groß. Für die Wiedererlangung des Bildes setzt Herr Marschall 100,- M Belohnung aus. Der Rahmen wurde mit entwendet, ist aber gestern durch Forstbeamte unter Laub versteckt in der Gegend von Rödlin gefunden.

(Auch Prof. Marschall gehörte zur Stargarder Malerschule, besonders bekannt wurde sein Gemälde „Hohlweg Tiergarten Neustrelitz im Herbst“, von dem auch einige tausend Postkarten s. Z. zum Verkauf kamen. D. Verf.)

22. 5. 1908, Neustr. Ztg.

Lokale Notiz unter Stargard: Zur Zeit weilen in unserem Städtchen, das jetzt einem Schmuckkasten gleicht, wieder mehrere Maler und Malerinnen zu Studienzwecken, und zwar befinden sich darunter solche Künstler, die fast in jedem Sommer hier weilen.

1. 7. 1908

Morgen wird der Prof. Uth aus Berlin mit einer größeren Anzahl von Malern und Malerinnen in unserem Orte zu längerem Aufenthalte eintreffen.

24. 8. 1908

Ein von Prof. Peter Paul Müller aus München im Glaspalast daselbst ausgestellttes Gemälde „Bach im Winter“, dessen Motiv aus der Umgebung unserer Stadt stammt, ist vom Bayerischen Staat für 5000,- M angekauft worden.

9. 9. 1908

Am vergangenen Sonntag wurde von den hier weilenden Malerinnen wiederum ein Kostümfest gefeiert, das viele Beteiligung fand.

24. 5. 1909

Prof. Licht aus Berlin ist jetzt mit einer größeren Anzahl Malern und Malerinnen hier eingetroffen, um in Stargard und Umgebung Malstudien zu betreiben.

9. 7. 1909

Der Kunstmaler Prof. Peter Paul Müller aus München, der zur Zeit in unserm Orte weilt, hält hier einen Kursus für Zeichenlehrer ab; die Preuß. Regierung hat neun Zeichenlehrer zur Teilnahme entsandt.

26. 9. 1912, Starg. Ztg.

Auf der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung sind auch uns Stargardern rühmlich bekannte Kunstmaler vertreten. Herr Landschaftsmaler Kloß hierselbst hat drei Bilder ausgestellt, wovon „Kleinstadt-Marktplatz“ bereits für den Staat angekauft wurde, die beiden anderen Gemälde benennen sich: „Im Februar“ und „Vor der Station“. – Herr Kunstmaler Hermann Koemann, der mehrere Jahre in unserer Stadt wohnte, jetzt aber in Schwerin lebt, ist mit seiner vortrefflichen Radierung „Birken“ vertreten.

Herr Karl Hennemann, der in den Vorjahren als Schüler des Herrn Prof. Licht längere Zeit in unserer Stadt weilte, hat „Sonniger Wintertag“ ausgestellt.

Unter den übrigen Ausstellern finden wir noch neunzehn Mecklenburger, die uns Stargardern zum Teil nicht unbekannt sind.

14. 6. 1905, Neustr. Ztg., Nr. 136, 57. Jahrgang.

Stargard, 14. Juni. – Unsere Landsmännin, Frl. Johanna Beckmann, die, seit Jahren als Malerin in der Königl. Porzellan-Manufaktur in Berlin mit Erfolg tätig ist, und die den Lesern von „Daheim“ und „Universum“ durch ihre allerliebsten Malereien hinlänglich bekannt sein dürfte, hatte in der Zeit vor Pfingsten in den Kunstsälen von Keller und Reimer in Berlin eine Sammlung von selbstgeschnittenen Silhouetten ausgestellt, die nach dem einstimmigen Urteil berufener Kritiker einen hohen Grad künstlerischen Könnens verraten. Frl. Beckmanns Material ist das denkbar einfachste: schwarzes Papier und eine kleine Schere. Wie diese Künstlerin ihr Instrument handhabt und damit nicht nur charakteristische Typen unserer heimischen Pflanzenwelt hervorzaubert, sondern auch in bezeichnenden Konturen die reizvollsten Kompositionen entstehen läßt, das zu sehen ist Freude und Genuß.

13. 11. 1909, Ausstellung und Vortrag, Neustrelitz.

Prof. Licht, Berlin, zeigte im Saal des Deutschen Hauses seine und seiner Schülerinnen Bilder gegen ein geringes Eintrittsgeld, das zu einem wohltätigen Zweck verwandt wird. 150 Bilder. Abends erfreute der Künstler eine zahlreiche Zuhörerschaft mit einem Vortrag über die Schönheit unserer Stadt und ihrer Umgebung und ihre Anziehungskraft für die Künstler. Ein besonderes Landschaftsbild bietet der Hagen am Stubbenteich von dem gegenüber liegenden Berg beim Mühlenberge aus gesehen. Solch ein Motiv, das Prof. Licht darstellte,

kaufte der Preuß. Staat. Ein anderes schönes Motiv stellen die Eigelsberge dar mit ihrem Birkenwäldchen. Ebenso die Burg mit dem Blick auf die Stadt. Der Prof. ermahnte ernst die Bürger, nicht die schönen alten Bäume und Weiden weiter abzuholzen, die einen hohen Beitrag zur Erhaltung der landschaftlichen Schönheiten beitragen. Zum Schluß stiftete er der Stadt ein Bild vom Lindenbach mit der Burg als Hintergrund. –

### **Aus den Briefen des Studienfreundes Hans Thoma an E. Bracht**

„Auch das Landschaftsmalen hatte seine Haken; in der Schirmerschule mußte man komponieren lernen – das konnte ich gewöhnlich nicht mit den Eindrücken, die mir der Schwarzwald gemacht hatte, und überhaupt mit dem, was ich bisher gesehen hatte an Landschaftsnatur, vereinigen; die Schwarzwäldertannen wollten sich schon gar nicht fügen, auch die langen Bergrücken nicht, und gar die langhin sich ziehenden bunten Wiesen – die zu malen durfte man gar nicht denken. Ich dachte dann mit andern, es muß wohl Länder geben mit brauchbarer Terrainbildung und wo die Bäume nicht gleich zum Walde werden und die Wiesen kaum eine Rolle spielen. Der liebe Schwarzwald mußte, so leid es mir auch tat, für unmalerisch erklärt werden. In Italien wird wohl das Richtige sein; darauf freuten wir uns.“

„Eine besondere Episode in bezug auf die maltechnische Erziehung war der Aufenthalt Canons in Karlsruhe; seine systematische Maltechnik zog fast alle jüngeren Künstler an; wir hatten das Gefühl, durch diese Schulung aus dem ewigen Probieren herauszukommen.

Seine Methode bestand im Herausmodellieren der Form und der Lichtgebung mit aufgehohemtem Weiß auf dunklerem Grunde. Die Farbgebung wurde sodann durch Lasuren erzielt, die freilich in ihrer leuchtenden Emailwirkung manch überraschenden Eindruck hervorbrachten. Jedenfalls lernte man, durch Canon angeregt, eine Summe von maltechnischen Ausdrucksmitteln kennen, die vernünftigen Sinn zu großem Vorteil gereichen konnten, zugleich auch wurden wir durch Canon zuerst auf die Maltechnik der großen Meister aufmerksam gemacht. Es entbrannte aber ein Kampf zwischen der mehr nach der stilistischen Seite hinführenden Lasurbehandlung und dem naturalistischen Dickprimamalen, der die Geister entzweite, und der, verquickt mit allerlei persönlichen Widerhaarigkeiten, eine recht unerfreuliche Gestalt annahm – die Sache wurde dogmatisch.“

„... Ich male nämlich jetzt ein Bild mit beinahe lebensgroßen Figuren in einer Landschaft usf. Was Du in Deinem Briefe über die Verhältnisse und Flächenverteilung eines Bildes sagst, finde ich wohl richtig, und es liegt auch schon im menschlichen Gefühl überhaupt, irgendeine Symmetrie ins Bild zu bringen; nur, glaube ich, darf man gerade deshalb diesen Verhältnissen nicht allzuviel zutrauen; einmal sind sie so sehr der subjektiven Ansicht unterworfen, daß man nicht sagen kann, was eigentlich gute Verhältnisse sind, und mir scheint es doch viel mehr darauf anzukommen, wie die Flächen ausgefüllt sind, als wie sie im Verhältnis stehen. Nun, das hast Du wohl auch dabei gedacht; aber man läßt sich zu leicht verleiten, an etwas Unwesentlichem sich unnötig aufzuhalten. – Dann sind leider diese Verhältnisse oft zu sehr einem einmal aufgekommenen Geschmacke unterworfen und treten so dann erst recht störend aller wahren Empfindung in den Weg. Einen allgemein gültigen Stil gibt es für die heutige Malerei so wenig als für die Architektur. Der Stil ist doch die Ausdrucksweise einer Zeit, und die heutige Malerei ist zu zerfahren, um einen gültigen Stil zu schaffen. Er wird sich schon entwickeln; aber ich glaube, jetzt ist es nötig, um wenigstens dem konventionellen Philisterzopf, was gewiß nicht die Berechtigung hat, sich Stil zu nennen, entgegenzuarbeiten, daß jeder, der einigermaßen berechtigt dazu ist, seinen eigenen Stil hat, daß seine Ausdrucksweise ganz seinem Selbst entspricht. Dazu gehört aber ein ganzliches Freimachen vom herkömmlichen Schulwesen, ein enges Anschließen an die Natur und eine große Klarheit über das Wesen und selbst über die Mittel der Malerei. – Das will der heutige Realismus; er ist sehr demokratischer Natur und wird deshalb besonders in Deutschland das ganze Philistertum gegen sich haben. – Kommen einmal bessere Zeiten, so wird sich wohl

auch wieder eine Ausdrucksweise der Zeit im Ganzen der Malerei bilden, und dann wird sich die Malerei zu einer Blüte entfalten wie zu den Zeiten der großen Italiener.“

„Von den neuen Franzosen machte den größten Eindruck die ‚Exposition Courbet‘ auf mich. Es waren etwa zweihundert Bilder vereinigt. Diese Freiheit des Schaffens tat mir wohl nach der Ängstlichkeit des Karlsruher und Düsseldorfer Professorentums. Das war etwas Ganzes, war für mich die Malerei. Die Sachen wurden mir so klar, als ob sie meine eigenen Sachen wären. Nun glaubte ich meine Bilder malen zu können. Es war eine schöne Zeit aufblühender Hoffnung. – Wir besuchten Courbet in seinem Atelier; er war ja früher einmal in Frankfurt, daher kannte ihn Scholderer. (Courbet- und Manetschüler.)“

„Wir sahen den Louvre. Ich war in einer eigentümlichen Unruhe und eilte von Bild zu Bild; ich konnte nichts ruhig ansehen. Nachmittags sah ich die Ausstellung Rousseau; auch Corots. Auch Millet-Zeichnungen, von denen ich aber auf die Bilder nicht gerade große Hoffnungen habe. Leider konnte ich in Paris von diesem Maler nie etwas sehen.“

Quelle ist die Neustrelitzer Zeitung vom 15. 4. 1909.

### **Neustrelitzer Kunstverein**

Im März des Jahres 1901 gründeten zwei Frauen in Neustrelitz, darunter die Malerin Helene Müschen, den Neustrelitzer Kunstverein, der sich die Aufgabe stellte, ständig im Wechsel Bildende Kunst und Kunstgewerbe den Kunstfreunden zu zeigen. Sie hatten in Kürze über 100 Mitglieder. Die erste Ausstellung fand im Saal des Hotel Stübinger (heute Kreiskulturhaus Neustrelitz) statt.

Für uns ist interessant, daß als erster Eugen Bracht fünf Gemälde mit mecklenburgischen Landschaftsmotiven sandte. Ihm folgten viele seiner Kollegen und Meisterschüler, wie z. B.:

August Achtenhagen  
Fritz Geyer  
Louis Lejeune  
Prof. Dettmann  
Prof. Lutteroth  
Prof. Spangenberg  
Prof. Douzette  
Conrad Fehr  
Prof. Feldmann  
Frau v. Eicken  
Max Uth  
Georg Lapieng  
Richter-Lefensdorf  
Wachenhusen  
Prof. Fechner  
Fritz Greve  
Prof. Müller-Kaempff  
und andere

Es waren etwa 35 – 40 Künstler, die über 100 Bilder ausstellten. Hildegard Lehnert stellte Kunsttöpfereien aus, Juliane Koch zeigte Porzellanmalereien, zwei weitere Frauen brachten Holzschnitzereien und vier Bildhauer zeigten ihre Plastik, darunter der mecklenburgische Dichter und Bildhauer Paul Warncke. – Die Neustrelitzer Zeitung, Jahrgang 1901, hat mehrmals lobend und ausführlich berichtet über diese Kulturtat.

Aber nur etwa drei Jahre hielt sich dieser Kunstverein. Er machte z. B. auch Sonderausstellungen eines Malers, u. a. von Hermann Koenemann.

Das Bedürfnis der Neustrelitzer Bürger war so lebendig nach Werken Bildender Künstler, deshalb ergriff der Inhaber der Barnewitzschen Buchhandlung (Alexander Cramer) die Initiative und veranstaltete im Saal des Hotels „Mecklenburger Hof“ im Jahr 1909 wieder eine große Kunstausstellung von etwa 35 Malern. Er brachte es fertig, große Maler für diese Schau zu gewinnen, z. B. Adolf Menzel, Walter Leistikow, Hans Harder, Theodor Fuchs, Udo Peters, Louis Douzette und auch Maler aus Holland, Italien, Frankreich und Norwegen. Es waren darunter ehemalige Schüler von Bracht und Worpsweder Künstler sowie auch Düsseldorfer Maler.

Eine erstaunliche Leistung, die der Redakteur ausführlich in der Neustrelitzer Zeitung beschrieb. –

### Ahrenshoop – Anekdote

Es war noch im 19. Jahrhundert, als an einen Badeort in Ahrenshoop noch nicht zu denken war, „eigentlich“, wollen wir mit Einschränkung sagen. Prof. Kaempff hatte das Vertrauen seiner Wirtin, Mutter Schumacher, gewonnen. Sie schätzte den Fleiß ihres Gastes, der täglich mit Malgerät nach draußen zog und mit getaner Arbeit abends heimkehrte. Eines Tages aber hatte Mutter Schumacher etwas beobachtet und „entdeckt“. „Herr Professor, was ist das mit dem Mann, der ohne Malgerät, nur mit einem Spazierstock, hier herumläuft und stehen bleibt und überall seine Beobachtungen macht. Warum tut er denn nichts? Ich glaube, das ist ein Spion, und wir sollten zum Gendarm gehen und ihm das vorstellen!“ – „Oh, nicht doch gleich zum Gendarm! Das ist einer, der hier herumspaziert und es schön bei uns findet.“ – „Ne, ne, das is’n Spion – dann soll er doch wenigstens auch malen gehen!“ – „Ne, das kann er vielleicht gar nicht. Beruhigen Sie sich, Mutter Schumacher, das ist gewiß der erste Badegast und beileibe kein Spion!“ – Das Geheimnis lüftete sich am nächsten Tag. Tatsächlich war es einer der ersten Badegäste aus Berlin.

### Worpswede – Anekdote

Eines Tages kam ein gelehrter Professor für Pilzkunde nach Worpswede, der in den Moorwiesen nach bestimmten Pilzen auf Pirschgang gegangen war. Es kam ein Torfschiffer im Kahn auf dem schmalen Kanal vorbei, dieser hatte schon eine Zeitlang den komischen Mann, der sich alle paar Sekunden bückte, beobachtet. Dem Torfschiffer ließ seine Neugierde keine Ruhe, und er entschloß sich, den Fremden anzusprechen: „Wat söcht he doar?“ Die lakonische Antwort war: „Poggenstäuhl.“ Damit beruhigte sich aber der Torfschiffer nicht, und er fragte weiter: „Wat will he doomit?“ – „De ät ick“, sagte der Professor. „Farken“, klang es zurück, und der Schiffer setzte stakend seine Wasserfahrt daraufhin weiter fort.

### Worpsweder Landschaft und Mensch

Die Häuser sind entweder aus roten Backsteinen aufgeführt und von einem grünen Gebälk durchadert, oder sie sind weiß gestrichen und zeigen Fachwerk in schwarzer Farbe. Alte Katen liegen im Larde herum, aus Lehm gebaute Hütten, auf deren fast bis zur Erde hinabreichenden Strohdächern allerhand schillernde Moose, Flechten und Gräser in tausend Farben wachsen. Diese Hütten stehen oft krumm und verschoben da, weil sich der weiche Moorboden unter ihnen im Laufe der Zeit an manchen Stellen gesenkt hat; sie stürzen auch ganz ein, ohne daß man sie wieder aufbaut, so bilden sie romantische Ruinen, und wenn bei Nacht das Mondlicht silbern darüber hinfließt und rings die hellen Stämme der Birken bestrahlt, so ist der Eindruck des Gespenstischen, Hexenmäßigen, Märchenhaften vollkommen.

Alte Windmühlen, nach Art der Holländer, sind durch das Land verstreut. Immenhöfe und Backöfen liegen versteckt unter Birken. Glucksende Laute werden hörbar, wenn das

bewegte Wasser der Hamme in die Uferlöcher schlägt. Man stößt auf schwarze, melancholische Moirlachen oder auf solche, in denen sich der Himmel unglaublich blau widerspiegelt. Die feuchte Atmosphäre erhöht die malerischen Reize in bedeutender Weise und bewirkt den verschleierte Dunst der Ferne. Wie unnennbar reich an malerischer Schönheit die Bildungen des Himmels sind, haben die Worpsweder, zumal Overbeck, häufig gezeigt. Über die Wipfel der Bäume schwingen sich Kiebitze, Bekassinen, Holzreiher, Störche, Schnepfen, vereinzelt Möven. Nur das eigentliche Moor ist ohne Getier, auch ohne Vögel. – Die Stimmungen in diesem Lande sind reich und groß und oft erhaben. Idylle und Romantik finden sich dicht beieinander. Das Zarte und Gewaltige, das Heitere und Düstere sind nirgends enger gepaart. Blumige Wiesen, schwarze Kanäle, goldene Ährenfelder, Birken, Heide, Gärten, Flußläufe (Hamme, Wümme, Schmoor und Worpe) und ein spukendes Moor. Das ist Worpswede.

Die Worpsweder Maler sind keine Neutöner im umfassenderen Sinn. Sie sind ernste, mit großem Gefühl und schönem Können begabte Künstler, die den Reizen jener norddeutschen Landschaft, ihrer neuen Heimat, mit gläubigem und heftig bewegtem Herzen nachgehen. In so engem Kreise sich ihre Kunst bewegt, von so großer Innigkeit ist sie. Es ist aber niemals die Weite, sondern immer die Tiefe der Anschauung, die den Künstler zum Meister macht.  
(Auszüge aus H. Bethge, Worpswede.)

„Das sogenannte Romantische einer Gegend ist ein stilles Gefühl des Erhabenen unter der Form der Vergangenheit, oder, was gleich lautet, der Einsamkeit, Abwesenheit, Abgeschlossenheit.“

(Goethe)

### **Namen der Worpsweder und Ahrenshooper Künstlerkolonie:**

1. Fritz Mackensen
2. Otto Modersohn
3. Hans am Ende
4. Fritz Overbeck
5. Heinrich Vogeler
6. Carl Vinnen
7. R. M. Rilke
8. Paula Modersohn-Becker
9. A. Böcklin und A. Feuerbach
10. Bernhard Hoetger
11. Clara Westhoff-Rilke
12. Paul Müller-Kaempff
13. Oscar Frenzel
14. Carl Malchin
15. Fritz Wachenhusen
16. Frida Menz-Kessel
17. Fritz Grebe
18. Hugo Richter-Lefensdorf
19. Martin Körte
20. Theobald Schorn
21. Geschwister Gerresheim
22. Elisabeth von Eicken
23. Dora Koch-Stetter
24. Alfred Partikel
25. Franz Pflugradt
26. Gerhard Marcks
27. Hedwig Woermann-Jaenichen
28. Thuro Balzer

29. H. E. Oberländer
30. Doris Oberländer
31. E. Th. Holtz
32. Hedwig Holtz-Sommer
33. Hertha von Guttenberg
34. C. Ludwig Douzette
35. Heinrich Schlotermann
36. Eugen Bracht

Die Professoren: Wilhelm Schirmer  
 Karl-Friedrich Lessing  
 Eugen Bracht  
 Hans Gude  
 Theodor Hagen

deren Schüler in Düsseldorf, Karlsruhe, Weimar, Berlin studierten, seien abschließend genannt.

### Nachwort

Da sind wir nun zum Schluß dieser Arbeit gekommen. Nach redlichem Bemühen und Suchen nach Quellen und Gewährsleuten, die vielleicht noch Maler kannten, wurde diese Arbeit mosaiksteinchenhaft gestaltet. Wenn mein Erinnern und eigenes Gespür nicht meine wichtigsten Helfer gewesen wären, so wäre vieles im Dunklen geblieben, das betrifft vor allem die Eugen-Bracht-Schule in Stargard.

Ich hielt es für wichtig, Worpswede und Ahrenshoop als Vereinigung bedeutender Landschaftsmaler hier mit einzubeziehen, damit junge Generationen kunstfreudiger Menschen auch dieses wichtige kulturelle Erbe deutscher bildender Kunst kennenlernen.

„Starkes Wollen, tiefes Fühlen und sicheres Können sind die drei Bedingungen des Kunstwerkes.“

Mögen diese Worte des Professors Hans Licht Leitgedanken für alle Kunstjünger sein, möge der Leser diese Worte auch von den hier behandelten Malern bestätigt finden.

Annalise Wagner

### Quellenangabe

- Ernst Boll, Mecklenburg, Naturgeschichtliche und Geographische Schilderung für Schulen und zum Selbstunterricht. Neubrandenburg 1847
- Claus v. Oertzen, Geschichte der Burg Stargard in Mecklenburg, Neubrandenburg 1887
- K. Tegtmeier, Worpswede, Lübeck 1932
- R. M. Rilke, Worpswede, Leipzig 1905
- Dr. G. Busch, Worpswede gestern und heute, o. J., Oeynhausener
- H. Glander, Ahrenshoop, Schwerin 1963
- Dr. A. Koepfen, Die moderne Malerei in Deutschland, Leipzig 1914, Kulturgesch. Monographie 7
- Dr. P. Steinmann, Burg Stargard, Schwerin 1938
- Thieme-Becker-Lexicon, sämtliche Bände mit Nachtragsbänden
- Franz Boll, Geschichte des Landes Stargard bis 1471, Neustrelitz, Bd. I und II 1847
- O. Schmidt, Mecklenburg, ein Heimatbuch, Wismar 1925
- G. Krüger, Meckl.-Strel. Kunst- und Geschichtsdenkmäler, I. Band, III. Abt., 1929
- Prof. Max Osborn, Eugen Bracht, Künstler-Monographie, Leipzig 1909
- Hans Rosenhagen, Eugen Bracht, Monatsschrift Nord-Süd, 32. Jg. 1908, April/Juni
- Dr. Friedrich Haack, Die Kunst des 19. Jahrh., Eßlingen 1914

- Friedrich v. Boetticher, Malerwerke des 19. Jahrh., Beitrag zur Kunstgeschichte, 4 Bde., Leipzig 1891–1901
- Hermann Eris Busse, Hans Thoma, Sein Leben in Selbstzeugnissen, Briefen und Berichten, Bln., Propyläen-Verlag o. J.
- Mecklenburgische Monatshefte, Jg. 1925–1940
- Stargarder Zeitung, Jg. 1902, 1904, 1912
- Neustrelitzer Zeitung, 1900, 1901, 1902, 1905, 1908, 1909, 1910
- Ernst Boll, Geschichte Mecklenburgs mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte, 2 Bde., Neubrandenburg 1856
- A. Wagner, Enzyklopädie verdienter Mecklenburger vom 16. bis 19. Jhd., Abt. II, Bildende Künstler
- Paul Warncke, Worpswede, Leipzig 1902
- Hand Bethge, Worpswede, Berlin 1904, ersch. in „Die Kunst“, illustr. Monographie, 32 Bde., hrsg. v. R. Muther.

### Begegnung mit Marie Hager

Ich hatte das Glück, Marie Hager noch in den 30er Jahren zu begegnen. Sie malte viel in Neustrelitz und wußte oft nicht, wohin mit den nassen Ölbildern. Sie fanden bei mir Asyl, und ich habe dann oft in ihrem schönen Heim an der Teschendorfer Landstraße Besuch gemacht und die trocknen Bilder mitgebracht. Wir verstanden uns gut, hatten in vielem gleiche Interessen. Vor allem waren wir beide leidenschaftliche Antifaschisten. Als ich vorschlug, größere Verkaufsausstellungen für sie in Neustrelitz durchzuführen, war sie etwas skeptisch. Jedoch führte ich 2 größere Ausstellungen durch mit großem Verkaufserfolg. Seit dieser Zeit waren wir Freunde geworden. An Festtagen war ich stets bei ihr, und wir verlebten in ihrer gemütlichen Biedermeierstube herrliche Kaffeestunden. Unvergeßlich sind mir die Oster- und Weihnachtsbesuche. Nie habe ich einen schöneren Christbaum gesehen als den, den sie in vieler kunstgewerblicher Handarbeit selbst gestaltete, 3 Farben strahlten im Lichterglanz: rot, silber und grün (die Tanne). Ebenso unvergeßlich ist mir ihr kleiner Vorgarten mit den zauberhaftesten Blumen, besonders die vielerlei Tulpenflora und im Herbst die Sonnenblumen! Alles hegte und pflegte sie selbst, der bezaubernde Blumengarten einer Malerin war es. Ihre Hauptarbeitszeit war der Herbst und Winter. Ich habe sie stets bewundert, wenn sie im Winter im Schnee, bei 8–10° unter Null, stundenlang draußen vor der Staffelei stand; „Pummel“, das lebende Wollknäuel, legte sich auf ihre Füße, und gegen 15.00 Uhr holte ich sie mit Sack und Pack ab und der heiße Tee oder Kaffee wartete auf sie bei mir. Frohgemut schlenderten wir dann zur Bahn bis der nächste Tag die Vollendung des winterlichen Park- oder Schloßbildes brachte.

Sie hat die ersten Krisenjahre der völligen Unterernährung nach 1945 nicht durchgehalten, zumal sie mit ihren zwei Hunden Wolf (der wachende Wolfshund) und Pummel ihre kleine Ration Brot oder Fett teilte. – Ihr ging es genau wie ihrer Feldberger Kollegin Johanna Reincke. Mit beiden war ich befreundet, aber ich konnte nicht helfen, da ich selbst viel zu wenig hatte.

Marie Hager, mit Rucksack, Staffelei und Blendrahmen bepackt, in großen Schritten vorwärtseilend, um an das Landschaftsmotiv zu kommen, erinnerte mich so sehr an das bekannte van-Gogh-Bild „auf dem Weg zur Arbeit“. Es war gerade die Zeit, als ich nach dreijährigem van-Gogh-Studium meine große Arbeit über van Gogh beendet hatte – da sah ich die Malerfrau, genauso bepackt wie van Gogh, die Schloßstraße heruntereilen, das volle rotblonde Haar in einem griechischen Knoten im Nacken zusammengehalten – ich stützte – ich verfolgte ihren Weg, und ich half ihr das Arbeitsgerät aufzustellen, und das Gespräch nahm seinen Fluß und am Spätnachmittag bat ich Marie Hager in mein Haus. – Wir wurden Freunde – wir halfen uns in der Kriegszeit. Einsam ging sie in der großen Notzeit ihren letzten Weg.

A. Wagner

Hans-Günther Wentzel

## Der Wismarsche Kapitän Heinrich Kross

Seine Zeit, seine Umgebung

Reise, Quartier, du Seemannskind,  
de Wind ist goot, 't geht vör de Wind

### Einleitung zum Zeitgeschehen

Um 1700 erfanden der Franzose Papin und der Engländer Newcomen die erste brauchbare Dampfmaschine. Man heizte mit Holz. Der Kohlebergbau entwickelte sich. England, reich an Kohle, nutzte seit der II. Hälfte des 18. Jahrhunderts die Kraft der inzwischen verbesserten Dampfmaschine, um in größeren Tiefen heizkräftigere Kohle abzubauen. Bislang hatte man die Steinkohle in geringer Entfernung von der Erdoberfläche abgebaut.

England nutzte die Situation. Die verschiedensten Sorten Kohlen gelangten auf den Weltmarkt.

1807 nahm der von Fulton gebaute Dampfer „CLERMONT“ seine regelmäßigen Fahrten auf dem Hudson auf. Stephenson's Lokomotiven erlangten Weltruhm. Anthracit aus Wales und Kohle aus dem Yorkshire-Distrikt wurden im Ausland stark gefragt.

Die Weltwirtschaft blühte auf, somit auch der Aufschwung der weltweiten Seeschifffahrt.

Die Reederei in Rostock, Wismar und auf dem Fischland wußte sich hierauf einzustellen. Wie ist man eigentlich auf den Begriff Reederei gekommen? Kann es damit zusammenhängen, weil die Schiffe früher auf der sogenannten Reede lagen, bevor Häfen für die tiefgehenden Schiffe angelegt wurden? Vor 1800 war der Kapitän des Segelschiffes oft nicht nur dessen Eigner, sondern auch gleichzeitig Kaufmann. Er sorgte für die Ausrüstung des Schiffes und die Anheuerung der Mannschaft. Der Kapitän sah sich nach einer geeigneten Ladung um und schloß natürlich auch die Frachtverträge. Kurzum, in seinen Händen lag auch alle Befehlsgewalt.

Ausgehend von den Koggen in der Hansezeit, den dann folgenden dreimastigen Hulks, den Fleuten, Pinassschiffen und Fregatten wurden als Folge der zahlreichen kriegerischen Wirren innerhalb der Ostseegewässer zunächst wieder kleinere Schiffe gebaut. Es waren die eineinhalbmastigen Galeassen, die Hucker und die einmastigen Schaluppen. Die seegehenden Segler hatten ein Ladevermögen bis zu 160 Tons bei den Galeassen und Huckern, wogegen die Schaluppen Größenordnungen besaßen, die zwischen 15 bis 75 Tons Ladung lagen, beispielsweise Getreide. Die damals offizielle Bezeichnung Last machte ungefähr die Hälfte der vorgenannten Ladefähigkeit aus. Günstige Frachtraten veranlaßten die Eigner, mit ihren Schiffen Reisen bis nach England, Spanien und Portugal durchzuführen. Die kleineren Schiffe blieben jedoch vorwiegend in der Ostsee.

Greifen wir jetzt die bereits zitierte günstige Entwicklung auf dem Weltmarkt seit dem ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts auf.

1809 baute die Werft von H. E. Ramm in Rostock die 103 Lasten große Brigg „CAROLINE-HELENE“ für die Firma Langhals & Hollien. Kapitän war Hans Voß, der das Schiff bis 1841 führte. Wahrhaftig eine lange Zeit. Wir haben jetzt mit einer Reederei zu tun, an der Kapitän Hans Voß mit Sicherheit Mitreeder war. Die Korrespondenz lag also bei den Kaufleuten Langhals und Hollien. Zwischen diesen Herren und dem Kapitän Hans Voß muß

eine erspriessliche Zusammenarbeit bestanden haben, wenn man bedenkt, daß das Schiff erst 1841 von dem Kaufmann und Reeder Ernst Brockelmann übernommen wurde. Wahrscheinlich wird sich Hans Voß aus dem Berufsleben zurückgezogen haben. Sein Nachfolger war Schiffer M. Agrell. Der Schiffsname wurde geändert in „FÜRST BLÜCHER“. 1858 strandete dieser Segler auf der Reise von Scarborough nach Rostock in der Skagen-Bucht. Fast 50 Jahre haben Reeder und Kapitän mit ihrem Schiff Geld verdient.

Ein Einzelfall? Nein, keineswegs.

Mit diesem Beispiel soll lediglich demonstriert werden, daß der in die Seefahrt eingestiegene Kaufmann und Korrespondenzreeder eine für alle Teile befriedigende Zusammenarbeit mit seinem Mitreeder Hans Voß geführt haben muß. Wer im einzelnen hinter Hans Voß, der ein Fischländer war, gestanden haben mag, wissen wir nicht. Sicherlich waren es Verwandte, die üblicherweise ihre Anteile zu dem Schiff beigesteuert hatten. Das Reedereigesetz von 1614 hatte die Voraussetzung für die Zeichnung der Anteile bzw. Parten geschaffen. Danach hatte der Schiffer  $\frac{1}{8}$  bis  $\frac{1}{4}$  vom Schiff zu halten.

Bevor wir uns mit den Schiffern Kroß im Wandel der Zeiten näher beschäftigen, ist es notwendig zu wissen, welche Aufgaben u. a. auf einen Kapitän hinzukamen, der mit seinem Schiff in der weltweiten Fahrt Beschäftigung suchte. Es handelt sich hierbei um die „freie Fahrt“, auch „wilde Fahrt“ genannt. Ausfahrt und Heimfahrt sind frachtmäßig so günstig auszunutzen, damit außer den Selbstkosten und dem Verlustrisiko in der Seefahrt interessante Gewinne gemacht werden.

Eine solche Reise könnte evtl. wie folgt aussehen: Ausgehend von Wismar oder Rostock mit Weizen nach London, ausgehend mit Kohlen von Sunderland nach Australien, rückkehrend von Australien mit Zink oder Blei, evtl. auch mit Getreide nach einem europäischen Hafen. Bevor die Linienfahrt einsetzte, wurden von England aus noch hochwertige Fabrikate von geringem Gewicht und Raummaß, sowie Auswanderer nach Nordamerika befördert.

Cleveren Kapitänen bot sich anschließend eine Reise entlang der amerikanischen Nordküste, um dann evtl. von Charleston im Staat North Carolina Baumwolle rückkehrend nach England, Bremen oder Hamburg zu laden. Bekannt ist eine Reise, die der Kapitän D. Peters der Rostocker Bark „W. W. Harwey“ in Philadelphia für Stettin 1880 abschloß. Rostocker Segelschiffe wurden frachtsuchend in Port of Spain, auf Jamaika, auf Haiti und auf den Bermudas angetroffen. Darüber hinaus boten sich vom La Plata Getreide, von Chile Salpeter oder Ostasien Reis an. Bei großen Zwischenreisen blieben die Segler oftmals mehrere Jahre ihren Heimathäfen fern. „Landstreicher der See“ nannten manche Sailors die Schiffe auf solchen Reisen.

\* \* \*

Kapitän Georg Wilhelm Kroß hat den nachfolgenden Generationen Aufzeichnungen aus seiner Seefahrtszeit hinterlassen. Dieselben trugen wesentlich dazu bei, das Lebensbild von Kapitän Heinrich Kroß zu vervollständigen, da er selbst hierüber nichts hinterlassen hatte. Nach seiner Fahrzeit wirkte er als Schiffer-Ältester in Wismar.

Aus den Erinnerungen von Zeitzeugen wurden Überlieferungen aus der damaligen Zeit in diese Abhandlung mit einbezogen.

\* \* \*

Es sei mir gestattet, daß ich mich als Verfasser einmal persönlich einschalte. — Vor mehr als 50 Jahren ging ich zusammen mit den Brüdern Peter und Helmut de Voss von Hof Klüßendorf auf die Große Stadtschule in Wismar. Unterhaltungen mit ihnen beiden, dazu Briefwechsel, gaben mir Veranlassung, den Kapitänen Kroß näher nachzuforschen, da meine beiden Schulkameraden die Urenkel von Heinrich Kroß sind.

Dank der freundlichen Unterstützung meiner Schiffsfreunde erhielt ich zahlreiche Unterlagen und Hinweise, deren Auswertung ich vorgenommen habe. Die Spur führt zunächst nach Lemkenhafen auf der holsteinischen Insel Fehmarn

\* \* \*

Auf der von flachem Gewässer umgebenen Insel Fehmarn gab es um 1800 neben dem größeren Hafen Burgstaaken den kleinen Umschlagsplatz Lemkenhafen. Er zählte damals nicht ganz 200 Einwohner und gehörte zur Kirche in Landkirchen.

Dort lebte der Schiffer und Gastwirt Joachim Kroß mit seiner Ehefrau Anna Gertrude geb. Schau. Zur Familie gehörten 7 Söhne und 3 Töchter. Es gehörte schon viel dazu, um so eine große 12köpfige Familie im wahrsten Sinne des Wortes „über Wasser zu halten“. Da blieb es nicht aus, daß die älteren Kinder kräftig zupacken mußten.

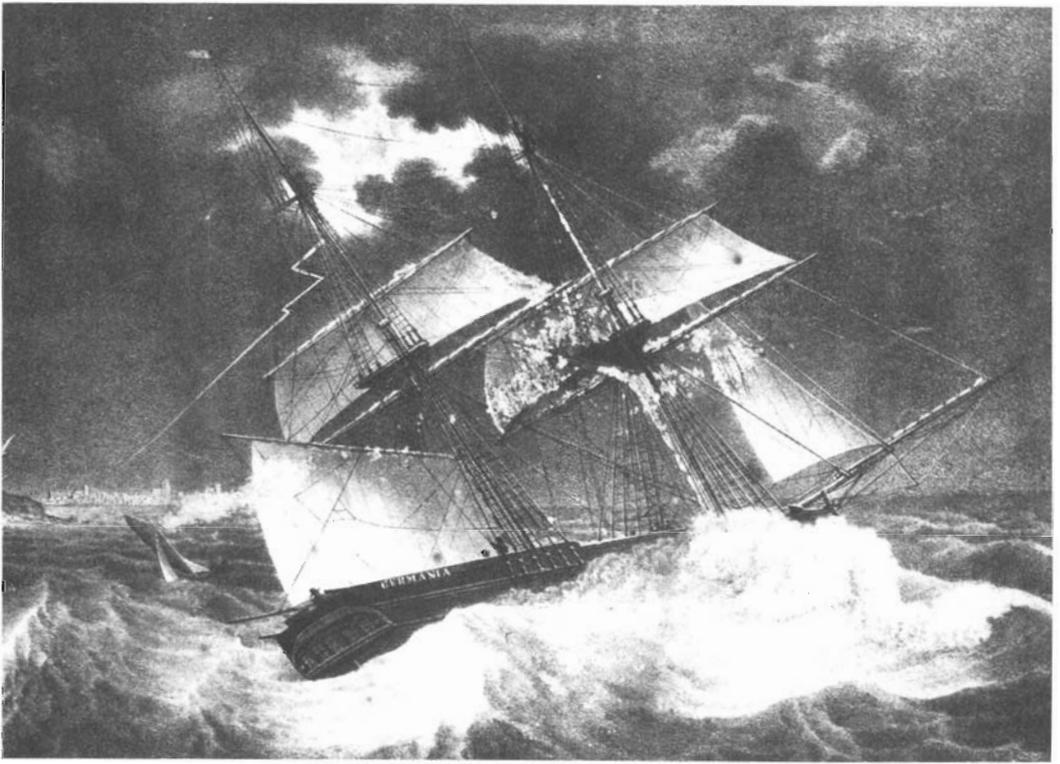
Auf der etwa 185 qkm großen Insel wuchs Getreide in Hülle und Fülle. Hervorragend gedieh der Weizen. Das Korn mußte zum Festland rüber, wo die Getreidekaufleute in Neustadt, Kiel, Lübeck und Wismar ihren Sitz hatten. So hatte sich eine Anzahl von Bootsführern auch in Lemkenhafen auf die Frachtbeförderung eingestellt. In der Zeit der Kolonisation um 1200 bis 1250 hatten sich Familien aus Dithmarschen – Friesland auf der Insel angesiedelt. Dieses kann man aus den Stammtafeln entnehmen. So gehörten neben den Familien Kühlsen (um 1528 Kültzing, damals Kirchenvorsteher), Jerre Rickert (um 1280 Riquardsen) und Lafrenz auch die Kroß'ens. Aus Bauern entwickelten sich diese zu Seefahrern. Die Bootsführer betrieben als Nebenerwerb die Seegraswerbung. Das saubere Gewässer um Fehmarn bot dem Seegras die Voraussetzung für ein üppiges Wachstum auf dem vorgelagerten Meeresboden. Bei Stürmen riß sich dieses Gras vom Boden los und wurde an den Strand getrieben. Aufgetrocknet war das Seegras ein hervorragendes Polstermaterial. Auch dieses mußte abtransportiert werden. Infolge des geringen Tiefganges im Hafen hatten die Frachtboote die entsprechende Größe. Bei einer Ladefähigkeit von etwa 12 bis 15 tons. könnte man diese Boote den damals üblichen Schaluppen zuordnen. Für die Seegrasbeförderung hatte man offene Jollen, worin das trockene Gras so hoch aufgetürmt wurde, daß der Bootsführer im Stehen so eben darüber noch hinwegsehen konnte.

Der am 9. August 1818 geborene drittgüngste Sohn von Schiffer Joachim Kroß, Georg Wilhelm, schildert diese kleinen Bootsfahrten in seinen Aufzeichnungen wie folgt:

„In meinem dreizehnten Lebensjahr machte ich schon mit meinem Vater verschiedene Reisen nach Lübeck, und zwar auf einem kleinen Fahrzeug, das höchstens 60 Sack Weizen trug. Mitunter vertrat mich mein jüngerer Bruder August. Wenn ich zurückgeblieben war, mußte ich häufig mit einem Boot nach Heiligenhafen fahren. In Lemkenhafen wohnte nämlich damals ein Händler, welcher für Heiligenhafener Kaufleute Weizen aufkaufte. Die anderen Bootsführer dorten waren alte Leute, die nicht gerne nach Heiligenhafen fuhren. Natürlich begleitete mich der Kaufmann gewöhnlich auf dieser Fahrt, doch mitunter war ich auch allein. Wenn ich dann des Abends in der Dunkelheit zurückkam, stellte meine Mutter ein Licht vor das Fenster, das war mein Wegweiser, nach dem ich in Lemkenhafen einsegelte, denn Leuchtfeuer kannten wir damals auf Fehmarn nicht“.

Weiter berichtet Georg Kroß: „Nach meiner Konfirmation im Jahre 1834 machte ich meine erste größere Reise mit meinem Bruder Heinrich, Kapitän der Wismarer Brigg „GERMANIA“. Wir segelten im März vom Heimathafen Wismar mit einer Ladung Getreide nach Rotterdam, von dort in Ballast nach Archangelsk. Dort übernahmen wir eine Ladung Schnittholz nach Amsterdam. Anschließend ging es in Ballast zurück nach Wismar“.

Die Brigg „GERMANIA“, 1827/28 auf der Schiffswerft von Johann Christian Marén in Wismar aus Eiche gebaut, war ein Partenschiff. Der Biel- und Meßbrief wurde am 4. 3. 1828 ausgestellt. Das Schiff führte die Flaggennummer Wismar 3l. Kapitän Heinrich Kroß war an der „GERMANIA“ beteiligt. Die Firma Brömse & Süßerott, Wismar, fungierte als Korrespondenzreeder. Mitinhaber war der hannoversche und englische Konsul Philipp



Süsserott, der aus Hannover gebürtig war. Er erwarb das Bürgerrecht in Wismar am 25. Nov. 1805. Das Reedereikontor befand sich Hinter dem Rathause 25.

Bevor Heinrich Kroß das Kommando der neuen „GERMANIA“ übernahm, hatte er als Steuermann auf dem Segler „DER KLEINE PAUL“ des aus Barth in Pommern gebürtigen Schiffers Joh. Christoph Behncke gefahren. Behncke war 1830 in der Fremde verstorben.

Die Firma Brömse & Süsserott war in erster Linie Agent und Importeur von englischen Steinkohlen und Hölzern aus Skandinavien. Sie hatte weitreichende Verbindungen. Die Tätigkeit als Korrespondenzreeder paßte daher gut in den Rahmen des Unternehmens.

Die Brömse's zählten zum gehobenen Mittelstand. Sie waren Kaufleute und Bierbrauer. In Rostock betätigte sich Victor-Sigismund Brömse bereits seit 1808 als Korrespondenzreeder.

\* \* \*

Die Kaufleute waren natürlich auf ihre Kapitäne und Mannschaften angewiesen. Dabei kam es besonders auf den Kapitän an. War dieser entsprechend hoch am Schiff beteiligt, hatte er ein berechtigtes Interesse daran, Schiff und Ladung seiner sicheren Obhut zu unterstellen. Ganz klar, daß der Kapitän es dabei auch als eine seiner vornehmsten Aufgaben betrachtete, durch vorteilhafte Frachtverträge, hohe Gewinne zu erzielen. Außer einem festen Gehalt erhielt dieser seine „Kaplaken“, das heißt 5 von 105 der Roheinnahme des Schiffes und eine Gewinnbeteiligung, die sich je nach den eingezahlten Parten richtete. Für Fahrten ins Ausland wurde ein Tagegeld vereinbart. Im Normalfalle lag das Kapitänsgehalt in der doppelten Höhe eines Vollmatrosen. Last not least, der Kapitän wohnte und speiste allein in seiner geräumigen Kajüte. Nebenbeigeschäfte ergaben sich in ausländischen Häfen von selber. Worin die bestanden? Nun, darüber sollte man eigentlich nicht viel schreiben. Sie konnten durchaus legal sein! Dann zum Beispiel, wenn der Kapitän befugt war, nicht nur im

Ausland die Fracht zu beschaffen, sondern Waren einkaufte, die in seinem Heimatland gefragt waren, und seine Firma (der Korrespondenzreeeder) daran ein spezielles Kaufinteresse hatte, was vorher abzusprechen war. Die Chancen für den Schiffer standen dabei gut.

Also kurz und gut, der hier zitierte Kapitän war schon eine Persönlichkeit, die man überall respektierte. Und das vornehmlich in seinem Heimatort. Dabei gehörte ein eigenes Haus zum Wohlstand der Familie.

Wie sah es nun bei den Kroßens aus? Von Haus aus konnten die Eltern ihren vielen Kindern sicher kein Geld für eine Schiffsbeteiligung zur Verfügung stellen. Heinrich und Robert Kroß waren darauf angewiesen, aus eigenen Ersparnissen sich an den von ihnen geführten Schiffen zu beteiligen. Dadurch, daß sie dieses schafften, konnten sie stolz hierauf sein. Auf dem Fischland war es eine Selbstverständlichkeit, daß die gesamte Verwandtschaft für ein Kapitänsmitglied der Familie ihr Scherflein zu der Anschaffung eines neuen Schiffes beitrug.

Nach außen hin erschienen die Fischländer als kleine Leute. Doch in ihren Schiffen steckte sehr viel Kapital. 1795 zählte man auf dem Fischland 61 Schiffe, 1860 waren es sogar 132. Der Hauptanteil davon fiel auf Wustrow. Um 1800 fanden 600 Seeleute auf den Schiffen Beschäftigung. Eine stattliche Anzahl. Die Baukosten für ein Schiff in der Größenordnung wie die spätere „CATHARINA“ von 140 Kommerzienlast (ca. 420 tons) mit gekupfertem Boden betragen s. Z. etwa 30 800,- Reichsthaler.

Bruder Georg Kroß muß es auf Wismarer Schiffen gut gefallen haben. Er musterte im Oktober 1834 als Jungmann auf der Brigg „CERES“ des Kapitäns Malchau an. „Wir segelten mit einer Getreideladung nach Oporto/Portugal. In der Nordsee trafen wir stürmisches Wetter an. Das Schiff begann Wasser zu ziehen, und die Ladung ging über. Wir liefen Harwich als Nothafen an. Die Ladung wurde neu verstaut und das Schiff nachgesehen, worauf wir die Reise fortsetzten. Bei Kap Finisterre sprang das Schiff bei gutem Wetter plötzlich leck. Wir mußten es in der Nacht vom 29. auf den 30. Nov. in den Booten verlassen. Mit Tagesanbruch war von der „CERES“ nichts mehr zu sehen. Ein nach Oporto bestimmtes englisches Schiff nahm uns an Bord auf. Nach mehreren Tagen landeten wir glücklich in Oporto. Durch das dortige mecklenburgische Konsulat erhielten wir am Lande Logis. Im Frühjahr fuhren Kapitän Malchau, ein Mann und ich mit einem Wismarer Schiff als Passagiere nach Hamburg. Als 15jähriger empfand ich Sehnsucht nach den Eltern und reiste nach Lemkenhafen. Dort erhielt ich die Trauernachricht, daß ungefähr zu derselben Zeit, als wir mit der „CERES“ Schiffbruch erlitten, unser drittältester Bruder zusammen mit der übrigen Mannschaft des Lemkenhafener Schiffes „FEHMARN“ – Kapitän H. Maaß – auf See geblieben war. Nachdem ich 1836 mit der Lübecker Brigg „HEBE“ und danach mit der „FORTUNA“ des Kapitäns Bernitt aus Neustadt gefahren war, fuhr ich 1837 auf dem Schiff unseres Schwagers M. Meislahn. Während der Winterzeit hatte ich Navigationsunterricht bei einem Lehrer genommen“.

Als es Vorbereitungsschulen für die Navigation noch nicht gab, fanden sich an der Schifffahrt interessierte Schullehrer bereit, seemännischen Unterricht zu erteilen. Das war nicht nur auf dem Fischland, sondern auch auf Fehmarn und an anderen Orten üblich. Diese Lehrer gaben jungen Seefahrern das nötige wissenschaftliche Rüstzeug, um mit größeren Schiffen die Nord- und Ostsee befahren zu können. Heinrich und Georg Kroß gingen nach einer weiteren Fahrzeit auf die jetzt entstandene Navigationsschule in Tönning, wo das Steueremannpatent erworben wurde.

Das Patent zum Schiffer auf großer Fahrt, also für die Berechtigung, ein Schiff nach Übersee führen zu können, erwarben die Brüder Kroß auf der Navigationsschule in Hamburg. Vorher mußten sie den Beweis erbracht haben, die notwendige Zeit als Steueremann gefahren zu sein.

\* \* \*

Die „GERMANIA“ befuhr unter Heinrich Kroß nicht nur die Ostsee und Nordsee, sondern sie steuerte auch die Häfen in der gefürchteten Biscaya an. Reisen nach der englischen Westküste standen in den Schiffslisten, wobei Liverpool vorrangig war.

Die günstige Wirtschaftslage und der dadurch stark belebte Frachtenmarkt füllten die Auftragsbücher der Schiffswerften. Davon profitierten auch die Wismarer Schiffbauer. Um die gleiche Zeit, als die „GERMANIA“ entstand, ließ Kapitän J.C.F. Warnke den Rahschoner „MERCURIUS“ bei J.C. Marén bauen. An Kapitän Johann-Joachim Malchau wurde die Brigg „EMMA“ abgeliefert. Malchau entstammte einer alten Wismarer Schifferfamilie. Auf dem Spiegelberg betrieb Hans-Joachim Malchau eine Segelmacherei. Als Schiffsbesucher im Hafen war Joachim-Heinrich Davids eine bekannte Person. Seine Nachfahren brachten es in Wismar zu hohem Ansehen. Vergessen sein soll in diesem Zusammenhang nicht der frühere Schiffer Carl Engelbrecht, dem die Hafenaufsicht unterstand.

Im Zusammenhang mit den guten Aspekten in der Schifffahrt hätte man eigentlich annehmen müssen, daß die gesamte Bevölkerung der Stadt ihren Nutzen gehabt hätte. Eine Unzufriedenheit in den einkommensschwächeren Kreisen sprach allerdings dagegen. Die Gründe dafür mögen in einer unzureichenden Bezahlung, verbunden mit langen Arbeitszeiten, zu suchen sein. Es kam mit den Stadtvätern zu politischen Auseinandersetzungen. Der allseits beliebte Bürgermeister Anton Haupt versuchte, die Zwistigkeiten in der Bürgerschaft zu schlichten. Leider verstarb er bereits 1836 im Alter von 36 Jahren. Organisationen wie Bürgergarde, Arbeiterverein, Handwerkerverein und auch ein politischer Verein entstanden. Versammlungen waren an der Tagesordnung. Querelen zwischen diesen Organisationen und gutsituierten Bürgern blieben nicht aus. Als ein Senator und Schiffseigner während der üblichen Winterliegezeit der Schiffe die Schiffzimmerer zu Reparaturen an seinem Haus einsetzte, erhoben die in der Stadt beschäftigten Zimmerleute Protest. Der Reeder mußte seine Leute zurückschicken. Mißgunst kam untereinander auf.

Der überall in Mecklenburg gegründete Reformverein, schief dagegen langsam ein.

Zum Kommandeur der Bürgergarde ernannte sich der Kaufmann und Korrespondenzree-der Johann Carl Ihn. Seinen Sohn Carl ernannte er zu seinem Adjutanten. Johann Carl Ihn hatte 1827 Ländereien angekauft und betätigte sich als Ökonom auf seinem neuen Hof Carlsdorf.

Trotz aller Unliebsamkeiten herrschte in Wismar eine rege Bautätigkeit. Es entstanden überall in der Stadt respektable Bürgerhäuser, die zu einer Verschönerung des Stadtbildes beitrugen.

Die Schiffer bevorzugten den Spiegelberg, oder andere nahe dem Hafen gelegene Straßen. Entlang der Grube hatten zahlreiche Fischer ihre kleinen Häuser. Kaufleute und Korrespondenzree-der konnten sich jetzt noch nicht von der Innenstadt trennen. So hatten zum Beispiel die Schiffsmakler ihre Kontore in der Krämerstraße und Bohrstraße. Man hatte ja seine Schiffsbesucher für Ordererledigungen auf den Schiffen.

Überdies kamen die Kapitäne gerne in die Stadt. In den Kontoren ihrer Korrespondenten konnte man nicht nur nach Herzenslust Tabak qualmen, sondern auch so manchen guten Kognak oder Korn bekommen. Umsonst, versteht sich. Waren nun die Erträge der Reisen besonders gut ausgefallen, ging man in männlicher Würde zum „Weinberg“ der Firma F.G. Michaelis, Hinter dem Ratshause 3. Für einen guten Tropfen waren die Michaelis' überall im Lande und darüber hinaus besonders bei den schwedischen Kapitänen sehr populär. Die große Halle mit dem kunstvollen Treppenaufgang schuf eine Atmosphäre besonderer Art. Hier trat auch das Tabakskollegium mit seinen langen weißen Tonpfeifen in Erscheinung. Dann traf man dort auch die Senatoren der Stadt. Trotz allem äußeren Hader, ließ es sich im „Weinberg“ fröhlich zechen und gemütlich plaudern. Aber das war wohl eigentlich überall in Hafenstädten ähnlich so. Die Schifffahrt mit ihrem internationalen Charakter hatte den Blick

offen in die ferne Welt gerichtet. Nach den Vorstellungen von Heinrich Kroß war in der Westindien-Brasilien-Chile-Ränge in Zukunft viel Geld zu verdienen. Interessante Reisen waren von England mit Kohlen zu den Kap Verdischen Inseln, von dort mit Salz nach Buenos Aires bzw. Santos, von Santos zurück mit Kaffee nach Bremen oder Hamburg. Rückkehrend konnte man aber auch nach Europa Zucker in Bahia, Tabak in Angostura, oder Fleisch gesalzen in Fässern bzw. getrocknet in Rio de Janeiro laden. Zucker wurde teils in Säcken, teils in Kisten verpackt geladen. Wer geschickt war, kaufte auf eigene Rechnung und verhökerte die Ladung bei gesteigertem Bedarf zu Höchstpreisen.

Gespräche hierüber wurden natürlich hinter verschlossenen Türen im Kontor der Reederei Hinter dem Rathause 25 geführt. Der geschäftstüchtige Kroß konnte seinen Korrespondenten, Konsul Süsserott von seinen Expeditionen ins ferne Ausland überzeugen.

So beschloß man, die „GERMANIA“ zu verkaufen und ein größeres, auf lange Reisen ausgerüstetes Schiff zu bauen. Käufer war im Winter 1840/41 ein auswärtiger Kapitän.

Den Auftrag zum Bau einer neuen Brigg erhielt der Schiffbaumeister Hans-Carl-Heinrich Hammer, dessen Vater, ein Schiffszimmermeister, 1782 von Zingst/Darß nach Wismar übersiedelt war.

Die Bauaufsicht des Schiffes führte Kapitän Heinrich Kroß selber durch, der auch die Ausrüstung nach seinen Erkenntnissen und Erfahrungen vornahm. Segel und die gesamte Takelage lieferte der Segelmacher Hans-Joachim Malchau, der aus einer alten Schifferfamilie hervorgegangen war.

Es muß ein erhebender Anblick für alle Beteiligten gewesen sein, als das stolze Schiff im Wismarer Hafen vom Stapel lief. Catharina Kroß, verwitwete Behncke, taufte die neue Brigg auf den Namen „CATHARINA“. Heinrich Kroß hatte aber auch eine Schwester mit dem Namen Catharina.

Nachstehende Daten sind uns von der Brigg „CATHARINA“ bekannt:

Aus Eiche gebaut, Boden gekupfert,

Flaggennummer: Wismar 36

Unterscheidungssignal **MSBF** (bedeutet M = Mecklenburg S = Wismar.)

1 Chronometer an Bord,

Besatzung 11 Mann, kann aber auch zeitweilig bei 13 Mann gelegen haben,

140 Last (die Tragfähigkeit des Schiffes nach Rostocker Roggenlast von ca. 6000 Pfund), d.h. etwa 420 Tons.

Klassifiziert bei Bureau Veritas.

Korrespondenzreeder waren Brömse & Süßerott.

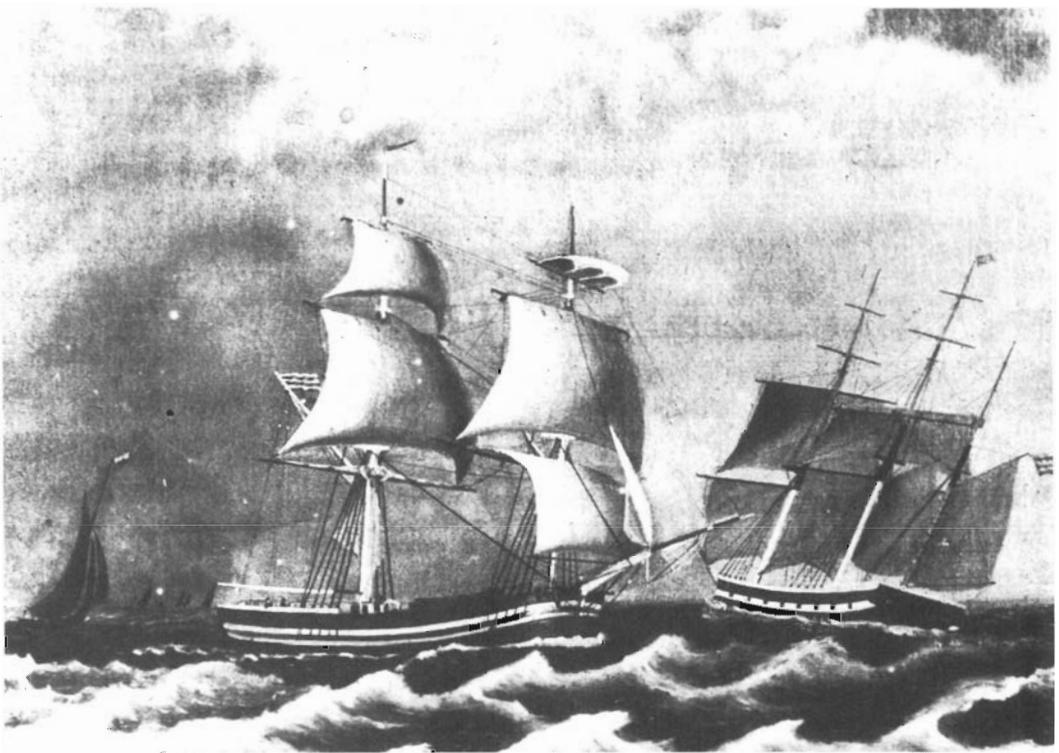
1845 stirbt Konsul Philipp Süsserott im 62. Lebensjahr. Die Firma übernimmt dessen Schwiegersohn Johann Wilhelm Anders, der auch gleichzeitig königlich hannoverscher Konsul in Wismar wird. Am 12. Juli 1848 nimmt die Bahn den Verkehr auf der Strecke Wismar-Bad Kleinen-Schwerin-Hagenow mit Anschluß nach Berlin und Hamburg auf. Dieses führt zu einer erheblichen Steigerung des Handels.

\* \* \*

Aus dem Bericht von Georg Kroß:

„Frühjahr 1846. Eigentlich beabsichtigte ich, noch nicht wieder nach Hause zu reisen. Ich empfang aber einen Brief von unserer Mutter, daß unser lieber Vater schwer krank sei. So reiste ich dann nach Fehmarn. Bald darauf starb unser guter Vater. Nachdem wir ihn zu Grabe geleitet hatten, reisten wir Brüder unter traurigem Abschied von unserer alten Mutter ab, um wieder unseren Beschäftigungen nachzugehen.“

Solche schlichten und einfachen Worte, sind eigentlich für alle Seeleute zutreffend.



Kapitän und Schiffer Hamer der wismarschen Brigg „JULIE“ – ein Freund von Heinrich Kroß – blieb im Jahre 1848 auf See. Hamer war aus Bliesenrodt auf dem Darß zu Hause.

Am 12. Dezember 1851 war Kapitän Heinrich Kroß mit seiner Brigg „CATHARINA“ von Liverpool in Rio de Janeiro eingetroffen. Das Schiff hatte Liverpool am 19. Okt. verlassen. Die Reise hatte mit 53 Tagen einen recht guten Verlauf genommen.

Inzwischen war die Korrespondenz der „CATHARINA“ von der Firma des Reeders Johann-Wilhelm Anders übernommen worden. Zur Anders-Flotte gehörten jetzt noch drei weitere Segelschiffe.

Ein weiteres Wismarsches-Schiff beteiligte sich an großen Überseereisen, nämlich die Brigg „DOKTOR KNIEP“. Sie gehörte der Reederei Marty & Co. und hatte 100 Lasten. Kapitän Eduard Lorentz führte das Schiff. Zieht man jetzt vergleichsweise eine Reise der „DOKTOR KNIEP“ heran, die am 15. November vor Plymouth liegend (abgegangen von Antwerpen am 8. November 1852) anschließend nach Montevideo/Uruguay führte, und die am 11. Februar 1852 endete, so waren dieses immerhin 88 Tage. Mit 53 Tagen war somit Heinrich Kroß ein schnellerer Segler. Glück wird dabei eine Rolle gespielt haben. Man kennt nicht die Ursachen, die zu der langen Reise von Kapitän Lorentz geführt haben.

Diese und die nachfolgenden Angaben wurden einer Zusammenstellung des Inspektors der Großherzoglichen Accise zu Rostock D. G. Gütschow aus dem Jahre 1853 entnommen.

Heinrich Kroß verließ Rio de Janeiro am 27. Januar ohne weitere Order nach Bahia, wo er am 7. Febr. eintraf. Mit einer Ladung Zucker wurde die Reise am 6. April 1852 nach Hamburg fortgesetzt, wo das Schiff am 11. Juni eintraf. Es folgte dann eine neue Reise, ausgehend am 13. Juli von Hamburg nach Gibara/Kuba. Nach dem Einnehmen einer Ladung Zucker traf das Schiff am 10. Nov. wieder in Hamburg ein. Nach dem Löschen der Ladung

wurde eine Großreparatur des Schiffes notwendig, wobei es auch eine neue Kupferhaut erhielt. Am 13. April 1853 lief die „CATHARINA“ wieder nach Bahia aus.

An der Küste, in Hamburg und Wismar bezeichnete man Kapitän Heinrich Kroß als den „Westindienfahrer“!

An einem Sonntag im Juni 1853 ernannte der Seniorchef der Hamburger Reederei J. C. D. Dreyer seinen bisherigen ersten Steuermann Georg Wilhelm Kroß zum Kapitän des Schoners „LOOTSE“. Nach einer kurzen Stippvisite bei seinen Verwandten auf Fehmarn ging es dann auf die Reise nach Buenos Aires, wo der „LOOTSE“ nach 59 Tagen wohlbehalten eintraf.

Dieses Schiff wird 8 Jahre unter der Führung von Georg Kroß die chinesischen Gewässer durchkreuzen.

Es kam nicht oft vor, daß der Kapitän und Reeder Heinrich Kroß mit seinem Schiff im Heimathafen Wismar lag. Für ihn gab es keine Winterliegezeit, wie es in der Nord- und Ostseeschifffahrt so üblich war. Die „CATHARINA“ benutzte meistens Hamburg als Ausgangshafen für Überseereisen. Falls erforderlich, wurden dann auch in Hamburg Reparaturen und Klassifikationen durchgeführt. Die neue Klasse erteilte das „Bureau Veritas“. Wie uns bekannt ist, wurden außer in Hamburg auch in London und Cardiff Klassifizierungen von dieser Registrierbehörde vorgenommen.

Lag die „CATHARINA“ mal im Hafen von Wismar, sprach dieses sich schnell in der Stadt herum. Zum Empfang hatten sich nicht nur die Familie des jetzigen Korrespondenzreeders Anders eingefunden, sondern auch die Familie Kroß und zahlreiche Freunde und Bürger der Stadt. Es muß schon ein prächtiger Anblick gewesen sein, wenn die große Brigg unter vollen Segeln den Alten Hafen ansteuerte. Etwa 200 m vor dem Baumhaus fiel der Anker. Das erste Dampfschiff im Hafen, „SIMSON“, bugsierte dann die „CATHARINA“ zu ihrem Liegeplatz. Am Vordermast der Brigg wehte der Stander „CATHARINA“, am Achtermast die Mecklenburgische Flagge, darunter die Wismarsche Flagge mit der Nummer des Schiffes sowie die Kontorflagge. Umrahmt wurde alles von den zahlreichen im Hafen liegenden einheimischen und fremden Segelschiffen, den Barken, Briggen, Galeassen, Schonern und den kleinen Schaluppen. Wer vom Spiegelberg her durch das Wassertor kam, dem bot sich ein herrliches Bild. Ein wahrer Mastenwald stand in seinem Blickpunkt.

Vor etwa 250 Jahren, als die ersten 3mastigen Kraweelen auf der Reede vor Anker lagen, gab es eine Schifferpersönlichkeit, die an Heinrich Kroß erinnern könnte. Es war Paul Wirick, der um 1595 Eigner und Kapitän des Schiffes „DER ENGEL GABRIEL“ war. Sie hatte ca. 310 Registertonnen, ungefähr die gleiche Größe wie die „CATHARINA“. Für diese Zeit ein großes Schiff, das in der Spanienfahrt seinen Einsatz fand.

Der Segelschiffsbootsmann Franz Kremer wußte sich um 1930 aus den Erzählungen seines Vaters noch an folgendes zu erinnern: Ließ sich Kapitän Kroß an Sonntagen von Bord seines Schiffes mit der Kutsche abholen, dann stets im Gehrock und Zylinder. Die Kutsche rollte dann über das holprige Pflaster durch das ehrwürdige Wassertor über den Spiegelberg, die Scheuerstraße und die Bohrstraße zum Hopfenmarkt. Unterwegs gab der Kapitän dem bereits am Straßenrand stehenden Segelmacher „Krischan“ Blanck eine Order ab. Jetzt lud die Löwenapotheke zu einem kurzen Besuch ein.

In der Krämerstraße wurde auch noch einmal bei dem Schiffsklarierer Johann Gottfried Martens, der durch mancherlei Streiche in der Stadt sehr bekannt war gehalten. Deswegen zog es allerdings den Kapitän nicht dort hin. Martens bereederte eines der größten Schiffe in Wismar, die Bark „FRIEDRICH FRANZ“ in der Größe von 180 Lasten. Sie befand sich hauptsächlich in der Mittelmeerfahrt Malaga – Konstantinopel. Ihr Kapitän Bülow war als der „Odessa-Fahrer“ bekannt geworden. Sicher wird sich Kroß kurz über die Frachten informiert haben. Informationen konnte man immer gebrauchen. Außerdem handelte Martens mit allerhand überseeischen Sachen.

Zur letzten Etappe trabte die Kutsche dann über die Hegede zum Kontor des Groß-Korrespondenzreeders Johann Wilhelm Anders. Unterwegs grüßte Kapitän Kroß freundlich Bekannte und Geschäftsleute, obgleich die Kutsche bei dem holprigen Kopfsteinpflaster ihre Sprünge, verbunden mit viel Lärm machte“. Soweit die Erinnerungen des Bootsmanns Kremer.

Es war damals in der Schifffahrt so üblich, am Sonntagmorgen im Reedereikontor allgemein interessierende Fragen zu erörtern. Man nutzte diese Gespräche aber auch zu einem kleinen Umtrunk. Besonders lebhaft ging es dann zu, wenn zufällig auch die Kapitäne der anderen drei Schiffe des Reeders Anders im Hafen lagen. Das waren dann die Kapitäne Heidtmann von der 82 Lasten großen Brigg „MARIE“, K. J. P. Krohn von der Brigg „DORA“, 94 Lasten, und K. C. Kreplien von der Galeasse „WILHELMINE“, mit 65 Lasten das kleinste Schiff.

Das Flaggschiff der Reederei war die Brigg „CATHARINA“ und Heinrich Kroß als Kommodore. Während sich die Männer angeregt unterhielten, saßen des Reeders Frau und die Kapitänsfrauen plaudernd bei einem Cherry im Damenzimmer beisammen. Der Segler „DORA“ hatte seinen Namen nach der Martens-Enkeltochter Dora, und die „WILHELMINE“ nach des Reeders Anders Tochter. Dora Martens vermählte sich mit dem späteren Geh.-Hofrat Philipp Süßerott.

Diese familiären Verbindungen in den damaligen Schifffahrtskreisen sind bezeichnend für jene Zeit. Diese Reihe könnte fortgesetzt werden. Wem es gelang in diese Kreise einzusteigen, brauchte sich um seine Zukunft keine Sorgen zu machen.

Wurde bislang die Aufmerksamkeit lediglich auf das seemännische Wirken von Heinrich Kroß gelenkt, so soll anschließend einiges zu den familiären Angelegenheiten gesagt werden.

Nach seiner ersten Ehe mit Charlotte Dahlmann heiratete Heinrich Kroß die Witwe des in der Fremde verstorbenen Schiffers Johann-Christoph Behncke. Beide lebten mit der Tochter Charlotte recht harmonisch zusammen.

Im Frühjahr 1857 übergab Kapitän Heinrich Kroß die Führung seiner Brigg „CATHARINA“ dem bisherigen Steueremann Fr. Milhan. Er konnte es sich leisten, bereits mit 52 Jahren in den Ruhestand zu treten. Kroß besaß Vermögen, und die Erträge aus dem Schiff erlaubten es ihm, mit Frau und Tochter ein sorgenfreies Leben zu führen. Durch die Ehe mit dem Apotheker Carl Beckmann war die Tochter Charlotte gut versorgt. Carl Beckmann, ein Schmiedemeistersohn aus Franzburg i. Pommern, hatte 1852 die Löwen-Apotheke in Wismar von Ludwig Fabricius übernommen. Hier lebten beide Familien in guter Eintracht zusammen.

Über diese Einträchtigkeit berichtet in origineller Weise der Kroß-Ur-Urenkel und heutige Präsident der Fritz-Reuter-Gesellschaft Helmut de Voss in seiner Erzählung „Käppen Kroß sin lütt Bimmelimm“ (erstmal erschienen in „Unser Mecklenburg“ – Verlag F. W. Giebel – Nr. 147, Ausg. 1961 v. 25. 11., S. 3). Die Schilderung der Handlung hat Helmut de Voss in einem urwüchsigen Platt vorgenommen. Die Erzählung fand großen Anklang und wurde inzwischen zweimal im Rundfunk gesendet. Auch fanden mehrfach Weihnachtslesungen durch den Schriftsteller Gerd Lüpke und den Autor selber statt.

\* \* \*

Apotheker Carl Beckmann starb 1869 im 47. Lebensjahr. Die Tochter Charlotte verlobte sich mit Professor Dr. phil. Adolph Bannow. Bannow, ein Wismaraner, hatte vorher bei Carl Beckmann Apotheker gelernt und anschließend studiert. Im Hauptberuf war Bannow Chemiker. Er führte zunächst die Löwenapothek für die Witwe Beckmann bis 1875 weiter. Dann stieg Professor Bannow in die chemische Industrie ein und wurde wissenschaftlicher Leiter bei der Firma C. A. F. Kahlbaum, Berlin (inzwischen ging diese Firma in dem Schering-Konzern auf.

Die seit 1809 in Wismar ansässige Familie Bannow stammt aus Neu-Gaarz, Amt Bukow. Der dort als Sohn des Zimmermeisters Hartwig Bannow 1777 geborene Johann-Friedrich Bannow erwarb das Bürgerrecht in Wismar am 19. Mai 1809 als Zimmermeister. Er war verheiratet mit Eva Maria Sommer, einer Holländereipächterstochter aus Klein-Krankow. Dessen Sohn Christoph Bannow, Rats-Zimmermeister auf der Wüsten Stelle (heute Bahnhofstraße 18), heiratete eine Tochter des Schneidermeisters Christian-Wilhelm Schultz. Aus dieser Ehe entstammt Adolph Bannow. Adolphs Schwester Marie heiratete den Schiffer Wilhelm Rung. Er war Kapitän des Schoners „AEOLUS“ und später der Brigg „GEORG und ADOLPH“. Rung starb 1892 im 60. Lebensjahr. Vermutlich haben bei der Brigg „GEORG und ADOLPH“ Kapitän Georg Kroß und der Professor Adolph Bannow Pate gestanden. Zumindest waren sie auch Partenreeder an diesem Schiff, welches mit 298 Register Tons vermessen war. Es hatte das Unterscheidungssignal MSDC. Korrespondenzreeder war die Firma J. C. Thormann, Wismar. Diese Angaben wurden der jährlich erschienenen Schiffsliste der Rostocker Schiffsmaklerfirma Otto Wiggers aus dem Jahre 1883 entnommen.

Professor Bannow war – wie man weiß – recht unternehmungsfreudig. Er beteiligte sich auch finanziell an landwirtschaftlichen Objekten. Die Tochter Charlotte aus der Ehe Adolph Bannows mit Charlotte Beckmann vermählte sich mit dem Gutsbesitzer Rudolf de Voss auf Hof Klüssendorf.

\* \* \*

„Käppen Kroß sin lütt Bimmelimm“ hat noch eine kleine Ergänzung erfahren. In einem Brief, den der Verfasser dieser Aufzeichnungen von seinem Schulkameraden Helmut de Voss erhielt, heißt es: „Kroß hatte ja die Witwe Behnke geheiratet, die wohl ziemlich lange vor ihm starb, und zwar im Obergeschoß der Löwenapotheke, wo ja Beckmann und sein Lotting residierten. Im Hause meiner Großeltern Adolph Bannow, Berlin, erschien in jedem Jahr zum Großreinemachen die sogenannte „Olle Mine“, ein Dienstmädchen also aus vergangenen Zeiten, in der Löwen-Apotheke. Sie war betagt, sehr füllig, aber solche Großaktionen „leitete“ sie noch souverän, wobei sie denn natürlich meine Großmutter, die Frau Professor Bannow, treulich duzte, warum auch nicht? – Und OLLE MINE hat nun meiner Mutter als Kind erzählt, wie es zugeht, als Mutter Kroß oben in der Löwenapotheke gestorben war, dort eingesargt wurde und nun im Sarg die Treppe nicht herunterkam. So etwa ging es:

Lotting! Mi kamen hüt noch de Tranen, wenn ick dor an denken dau. De Herr Kaptein stünn dor as 'n Pahl!! – Denn geew hei Orrer, de Lüd süllen baben ut 't Finster 'n Balken mit ne Rull stäken! – Denn hebben s' de Fru Kaptein ehr Sark in ne Sneer krägen, un denn rut dormit ut dat Finster! Un denn Hand äwer Hand – sachten! – sachten – sachten! – dal. Un de Herr Kaptein stünn dor un geew dortau de Kummandos! Un all de Lüd rundüm hebben roort!!!

Also . . . , so ähnlich war es, blieb es in meiner Erinnerung aus der Erzählung meiner Mutter . . .“

\* \* \*

Nach 1875 wechselte die Löwenapotheke mehrfach ihre Besitzer; es folgten: Carl Lössin, Hans Kuhlmann, Werner Radloff . . . , und heute 1979 – sie besteht jetzt genau 170 Jahre – ist die Apotheke unter ihrem alten Namen in der staatlichen Oberhoheit der vor 30 Jahren gegründeten Deutschen Demokratischen Republik!

Ob heute wohl noch ein Hauch dessen, wie uns Helmut de Voss es in seiner Erzählung „Käppen Kroß sin lütt Bimmelimm“ so herrlich beschrieben hat, in der alten Löwenapotheke zu spüren ist?

\* \* \*

Im Dezember 1863 kam Kapitän Ernst Kroß – ein Bruder von Heinrich und Georg Kroß – infolge Strandung des von ihm geführten Hamburger Vollschiffes „WILHELMSBURG“ bei Terschelling/Nordsee ums Leben. Ernst Kroß war lange Jahre als Kapitän bei der Hamburger Reederei Joh. C. Godeffroy. Vorher hatte er bei der gleichen Reederei deren Schiffe, die Brigg „VESTA“ von 1856 – 1857 und die Brigg „ADOLPH“ von 1857 – 1862 geführt.

\* \* \*

Diese Schicksalschläge werden den alternden Kapitän Heinrich Kroß sehr mitgenommen haben.

Um 1875 ließ er sich neben dem Zeughaus an der Promenade 7 ein schmuckes Haus bauen. Später wurde diese Promenade dann in Ulmenstraße umbenannt.

Mittlerweile 70 Jahre alt geworden, zog er dann gemeinsam mit Charlotte Beckmann in das neue Haus. Da Charlotte eine meisterhafte Klavierspielerin war, wurde ihre Wohnung bald zu einem Musentempel. Der alte Kapitän wird hieran sicher seine Freude gehabt haben.

Von dem neuen Haus aus konnte er über die weite Wismarsche Bucht bis hinüber zur Insel Poel schauen, und so konnte er alle ein- und auslaufenden Schiffe beobachten. Die Wismarsche Segelschiffsflotte erlebte zu dieser Zeit ihren höchsten Stand. Den größten Anteil hatte die Reederei J. C. Thormann mit allein 35 Seglern.

Johann Wilhelm Anders war 1862 verstorben. Einige Jahre später löste sich die Reederei auf. Die Brigg „CATHARINA“ unter ihrem neuen Kapitän Hans-Joachim Heinrich Milhahn wurde von dem Reeder Joh. Christian Thormann in Korrespondenz genommen.

Am 26. Nov. 1872 strandete die „CATHARINA“ bei Thisted/Jütland. Das Schiff ging total verloren, dabei kam die gesamte Besatzung einschl. Kapitän Milhahn ums Leben.

\* \* \*

Kapitän Heinrich Kroß zählte zu den „geschworenen Ältesten der Schiffercompagnie zu Wismar“. Diese hatte eine 7 Seiten umfassende und 13 Paragraphen enthaltende Musterrolle der Schiffsmannschaft des Schiffes ausgefertigt. Die Schifferältesten hatten nach bestem Wissen und Gewissen Streitigkeiten zu schlichten. Der § 12 der Rolle enthält folgenden Passus:

„Streitigkeiten, welche über die Musterrolle und die sonstigen Verpflichtungen und Berechtigungen des Schiffers und der Schiffsmannschaft entstehen, sind im Auslande, wenn ihre Erledigung nicht bis zur Zuhausekunft zu verschieben sein sollte, durch den Mecklenburgischen Consul – eventualiter durch die Ortsbehörde zu entscheiden, so steht sodann Recurs an das competente Gericht bei der Heimkunft frei. Am hiesigen Orte sind solche Streitigkeiten zuerst vor das Ältestengelag der Schiffercompagnie zum schiedsrichterlichen Ausspruch zu bringen; jeder Parthei, welche mit dem Ausspruche des Ältesten-Gelages nicht zufrieden ist, steht es aber demnächst frei, sich an die gerichtliche Behörde zu wenden.“

Nun, bis zum Gericht ließen es Schiffer, Reeder und die Leute der Schiffsmannschaft nicht gerne kommen.

Immerhin gab es bei der Anzahl der vielen in Wismar beheimateten Schiffe, sowie der im Hafen liegenden auswärtigen Segler, ständig Fälle, die von den Ältesten zu erledigen waren. Im Hause der Schiffercompagnie, Kleine Hohestraße 22, wo sich auch die Musterungsbehörde befand, herrschte der Ton von Autorität. Schließlich waren die Schiffer-Ältesten Männer, die die Seefahrt von der Pike her kannten. Diesen erfahrenen, sturmerprobten Seeleuten konnte so leicht keiner etwas vormachen. Man begegnete ihnen mit Respekt.

Bei den Verhandlungen war dann auch meistens der Hafenmeister zugegen, der nach langer Fahrenszeit diesen Posten erhalten hatte.

So hatte Heinrich Kroß noch immer eine Aufgabe, die er sicher mit Würde und Gelassenheit ausgefüllt haben wird.

Ganz so streng wird es in der „Schiffer-Compagnie“ sicher nicht immer zugegangen sein. In ihrem Hause befand sich nämlich eine Wirtschaft, deren Wirt Joachim-Christoph Schröder war. Schröder stammte aus Jennewitz bei Neubukow; er wurde später Gastwirt in Neubrandenburg. Sehr gelobt wurde sein Labskausgericht! Aber auch der dazugehörige Grog von Arrak!

\* \* \*

Kapitän Heinrich Kroß starb am 16. November 1884 in Wismar. Er fand seine letzte Ruhestätte auf dem Alten Friedhof von Wismar. Schon zu Lebzeiten hatte er für sich und seine Angehörigen dort eine große Gruft errichten lassen. Eine schmiedeeiserne Umrandung zierte diese Grabstätte. Der alte Kapitän war ein wohlhabender Mann.

„Auf der Gruft“, so berichtet Helmut de Voss, „kamen beide Krossens, beide Beckmanns, beide Bannows und beide Priesters aus Hinter-Wendorf zur letzten Ruhe, zuletzt Marie Priester geb. Beckmann ‚Tante Mieke‘ im Jahre 1938. Als ich in den 20er Jahren als Schüler dort zum Grab der Bannows gelegentlich Blumen aus Klüssendorf brachte, natürlich im strengen elterlichen Auftrag – allein denkt ja so’n Slöpendriewer an so wat nich! –, da war der Stein von Kroß schon weg, aber an dem Gitter hingen kleine schwarzlackierte Tafeln mit Goldschrift, die Namen und Daten aufwiesen. Bei einem Besuch meiner Schwester Resi nach dem zweiten Weltkrieg, da war alles aufgelassen und neu belegt!“

\* \* \*

Georg Kroß, der Bruder von Heinrich, übernahm als Kapitän die am 15. 8. 1861 in Hamburg vom Stapel gelaufene Bark „NEUHOF“ der Reederei Dreyer & Bauer. Dieser Neubau, der ein Ladevermögen von ca. 600 tons besaß, kostete 90 000 Mark Banco.

Georg Kroß, mit dem Beinamen „der Chinafahrer“, gab Ende 1867 aus gesundheitlichen Gründen die Seefahrt auf. Er litt an den Folgen der Malaria und einer eigentümlichen Erkrankung, welche nach Ansicht namhafter Ärzte die Symptome der Bleivergiftung zeigte.

Kapitän Joachim Johannsen, Sohn der Kroß-Schwester Catharina, berichtet u. a.:

„Vermutlich wurde diese Bleivergiftung durch den Genuß von Regenwasser hervorgerufen, welches, wie auf den langen Überseereisen üblich, auf mit Bleifarben gestrichenen Flächen aufgefangen war. Das Vorliegen einer Interoxidation wird dadurch wahrscheinlich, daß Kapitän Georg Kroß nach Jahren von selbst gesund geworden ist und so in voller Frische ein selten hohes Alter erreicht hat. Mit 85 Jahren schrieb er noch an seinen Lebenserinnerungen.

Am 19. Juni 1910 verstarb Kapitän Georg Wilhelm Kroß hochbetagt im Alter von 92 Jahren zu Burg auf Fehmarn.

Er ruht auf dem alten, hochgelegenen Burger Friedhof und die Seewinde, die so oft über sein Schiff dahingebraust sind, brausen jetzt über sein Grab.“

E N D E

Quellenangaben:

Gustav Willgeroth, „Beiträge zur Wismarschen Familienkunde“ 1932.

Archivrat Dr. Fr. Techen, „Geschichte der Seestadt Wismar“.

D. G. Gütschow, Zusammenstellung der Reisen Mecklenburgischer Schiffe 1853.

Meereskunde-Sammlung volkstümlicher Vorträge Meer und Seewesen – 5. Jahrgang 1911.

Kapitän Heinrich Rahden, „Die Schiffe der Rostocker Handelsflotte“, 1800 – 1917.

Adreßbuch der Seestadt Wismar 1909.

Kirchengemeine Landkirchen/Fehmarn.

Schifferältesten-Ordnung Wismar.

Wismarsche Zeitung 1840 – 1952.

Wentzelsche Schiffshistorische Sammlung.

# Friedrich Georg Sibeth („Mi“)

## Ein mecklenburgischer Landwirt und plattdeutscher Schriftsteller

Von Friedrich Schmidt-Sibeth

### I.

Am 12. März 1980 waren 100 Jahre seit dem Tode Friedrich Georg Sibeths vergangen, eines vielseitigen Mannes und originalen Mecklenburgers in Güstrow. Zu seinen Lebzeiten war er, wenigstens in seinem Heimatlande, recht bekannt. Zunächst als Landwirt: er war der erste dieses Berufes, der sich im Jahre 1822 in Rostock einer wissenschaftlichen Prüfung in der Landwirtschaft unterzog und danach die Bezeichnung „Diplom-Landwirt“, heute „Agraringenieur“, hätte führen können, wenn es sie gegeben hätte. Er blieb auch als praktischer Landwirt weit vorausschauend und schrieb schon im Jahre 1856, als der Landwirt noch im wesentlichen „Klutenpedder“ war, an einen Verwandten: „Die Agricultur gewinnt immer mehr jetzt auch bei uns einen wissenschaftlichen Charakter und wird in kürzester Zeit mit Erfolg nur noch wissenschaftlich betrieben werden können“. Der Technik war er aufgeschlossen: noch im Jahre 1879 erhielt er vom Kaiserlichen Patentamt in Berlin zwei deutsche Reichpatente auf ein einstellbares Säerad sowie ein Gerät zur Bearbeitung von Drillsaat. Beide Geräte hatten ihn bereits vierzig Jahre zuvor beschäftigt und ihm eine goldene Medaille eingebracht, als noch die englische Maschinenteknik die deutsche Landwirtschaft ausschließlich beherrschte. Die andere Seite seiner Bedeutung ist die Schriftstellerei. Nach Aufgabe der praktischen Landwirtschaft um 1850 begann er unter dem Einfluß Fritz Reuters, sich dem Plattdeutschen zu widmen, und brachte das erste plattdeutsch-hochdeutsche Wörterbuch zu Fritz Reuters Werken sowie drei kleine eigene Werke, alle unter dem Pseudonym „Mi“, heraus. Von diesen ist das letzte, „De Geschichte von de golden Weig“, neuerdings von dem Verlag Schuster in Leer wieder aufgelegt worden. Es hält mehr als die Leistungen in der Landwirtschaft das Gedenken an diesen Mann aufrecht, in dem nach dem Urteil Wolfgang Stammers in seiner „Geschichte der niederdeutschen Literatur“ (1920) das Zeug zu einem niederdeutschen E. Th. A. Hoffmann steckte.

Über Sibeth war in der Öffentlichkeit bisher wenig bekannt. Ein kurzer Lebenslauf findet sich in dem 1893 erschienenen Werk von W. Huth „Buch berühmter Landwirte“ S. 113 f.. Die biographischen Angaben darin gehen offensichtlich auf den Nachruf vom 19. März 1880 in den „Mecklenburgischen Anzeigen“ Nr. 67 zurück. Aus dem kleinen Sibethschen Familienarchiv im Besitz des Verfassers, das Friedrich Georg Sibeth begründet hat – ein weiteres Anzeichen für die Weite seines Interessenkreises –, insbesondere Briefen und Dokumenten, lassen sich Persönlichkeit und Werk Friedrich Georgs klarer beleuchten. Da er nie ein Staatsamt bekleidet hat, gibt es über ihn in öffentlichen Archiven die sonst selbstverständliche Dokumentation nicht. Daß er, obwohl Sproß einer alten Juristen- und Beamtenfamilie, nicht in den öffentlichen Dienst ging, ist auf gesundheitliche, in seiner engsten Familie begründete Umstände zurückzuführen.

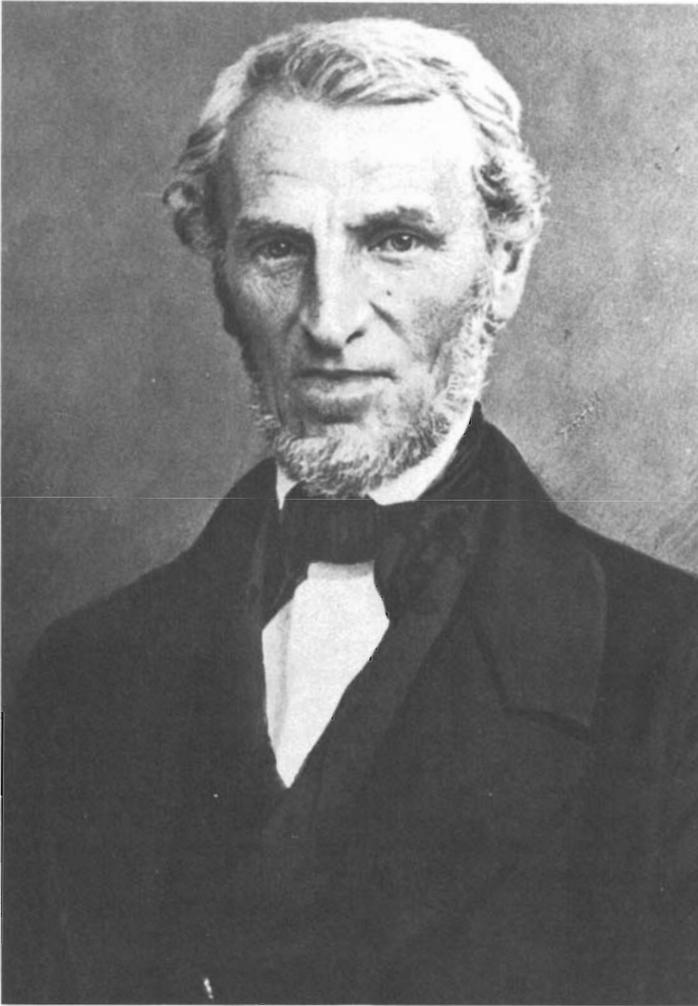
### II.

Friedrich Georg Sibeth wurde am 10. November 1793 in Güstrow als zweites Kind und zweiter Sohn des damaligen Ratsherrn und Herzogl. Mecklenburgischen Hofrats, späteren Bürgermeisters Carl Sibeth und der Catharina geb. Eichmann geboren. Der Vater, Sohn eines gleichnamigen Bürgermeisters in Güstrow, geboren am 18. Oktober 1756, gehört zu den bedeutendsten Oberhäuptern, die die Stadt Güstrow gehabt hat. Er war zuerst Prokurator (= Rechtsanwalt) am Hof- und Landgericht dort gewesen und wurde 1807 Zweiter, 1814

Erster Bürgermeister. Von 1814–1818 war er dazu noch als außerordentlicher Assessor Richter an dem Hof- und Landgericht, dem ehrwürdigen höchsten Gericht beider Herzogtümer Mecklenburg, das dann in das Oberappellationsgericht umgewandelt und nach Parchim verlegt wurde. Sein Interesse ging über die Sorge für die damals rund 6000 Einwohner zählende Stadt hinaus. Lange Zeit hindurch war er einer der Vertreter der Landschaft, d. h. der Städte, in dem Engeren Ausschuß der Landstände in Rostock. Bis 1918 besaßen beide Mecklenburg keine gewählten Landtage, sondern, wie aus dem Mittelalter übernommen, es bildeten die Besitzer der etwa 700 Rittergüter und die Bürgermeister der 49 Städte den gemeinsamen Landtag. Seine Rechte nahm in der Zeit zwischen den Sitzungsperioden, die nur wenige Tage im Jahr in Anspruch nahmen, der „engere Ausschuß“ von 9 Mitgliedern wahr. Carl Sibeth trat in mehreren Schriften seit 1805 für die Rechte der Landschaft gegenüber der Ritterschaft ein. Er verfaßte darüber hinaus 1813 eine Schrift „Mecklenburg in Beziehung auf sein Verhältnis zu dem Bündnis für Europens Freiheit“, die der Herzog Friedrich Franz I. selbst übersetzte und den diplomatischen Vertretungen zur Verwendung bei den Verhandlungen während des Freiheitskrieges zugehen ließ. Der Bürgermeister war besonders an der damals Kameralistik genannten Staatswissenschaft und -praxis interessiert. Er hat auch die Gründung der Sparkasse in Güstrow als einer der ersten im Lande eingeleitet, aber nicht mehr erlebt. Alles dieses war für die Entwicklung der Persönlichkeit seines Sohnes von großer Bedeutung.

Von Haus aus vermögend, schloß Carl Sibeth am 13. Oktober 1791 die Ehe mit Catharina Eichmann, Tochter eines ebenfalls vermögenden, aus dem Handwerkerstande stammenden Kaufmanns in Güstrow, geb. am 21. September 1768. Der Vater berechnete die Aussteuer seiner Tochter auf 995 Rthlr. 12 ß – Professor Friedrich Schiller in Jena bezog 1791 ein Gehalt von 200 Rthlr.! Aus der Ehe gingen außer Georg Friedrich zwei Söhne hervor. Der älteste, Carl, geb. im Jahre 1792, war ein starker Hypochonder und wurde nach langem Studium endlich Advokat und Notar, für wenige Jahre auch Ratsherr, in Güstrow. Er starb unverheiratet 1873. Der jüngste Sohn, Carl August, erreichte nur ein Alter von 1 Jahr. Catharina Sibeth fiel schon am 4. Juni 1800, 31 Jahre alt, der Schwindsucht zum Opfer. Ihr Mann heiratete nicht wieder, sondern versuchte, wie erhaltene Briefe dartun, seinen beiden heranwachsenden Söhnen auf Kosten der mit der Zeit immer weniger betonten väterlichen Autorität die liebevolle Mutter zu ersetzen. Er starb am Schlagfluß am 3. Dezember 1823. Carl Sibeth war als Kind seiner Zeit ein ausgesprochener Rationalist, der sich unentwegt bemühte, seine Kinder mit Vernunftgründen zu einem moralischen und sozial verpflichteten Leben zu erziehen. Er selbst hatte in seiner Jugendzeit sehr unter einer autoritären pietistischen Erziehung gelitten. Er konnte nicht ahnen, daß seine einzige verheiratete Enkelin Agnes Sibeth dereinst dem Enkel des gestrengen theologischen Erziehers Friedrich Traugott Schmidt in die Ehe folgen würde.

Friedrich Georg Sibeth wuchs also in dem Honoratioren-Milieu eines für damalige Verhältnisse in Mecklenburg fast als Mittelstadt anzusprechenden Ortes mit sicherer finanzieller Grundlage auf. Er besuchte die Domschule, das humanistische Gymnasium, das schon zur Reformationszeit durch den Herzog Johann Albrecht gegründet worden war. Mit 15–16 Jahren schoß er in die Höhe, so daß sein Vater im Hinblick auf die Krankheit der Mutter um ihn zu fürchten begann. In der Tat behielt Friedrich Georg zeitlebens einen auffallend asthenischen Körperhabitus, und in der Familie wurde gesagt, er habe nur eine gesunde Lunge besessen. Sein Vater schickte ihn daher im Mai 1810 in die sozialpädagogische Erziehungsanstalt von Philipp Emanuel v. Fellenberg in Hofwyl bei Bern in der Schweiz. Diese bot neben weiteren schulischen Einrichtungen ein Gymnasium und namentlich eine höhere landwirtschaftliche Lehranstalt, die für Sibeths weiteren Lebensweg von entscheidender Bedeutung wurde. Er besuchte diese teure Anstalt – die Pension betrug monatlich rd. 200 Livres – bis zum Herbst 1812 und bezog dann die Universität Göttingen wie schon sein Vater und Großvater, auch sein älterer Bruder. Immatrikuliert wurde er am 31. Oktober 1812 als Student der Kameralistik – eine Fakultät für Landwirtschaft ist erst eine Erfindung des 20.



Friedrich Georg Sibeth, Aufnahme 1857

Jahrhunderts. Mit seinem Bruder geriet er sogleich in den Verdacht, die Flucht eines gewissen Feuerstein begünstigt zu haben, der in eine der Verschwörungen gegen das von Napoleon begründete Königreich Westphalen verwickelt war. Die Brüder wurden verhaftet, jedoch bald am 12. November von der „Haute Police“ des „Royaume de Westphalie“ mit der Auflage entlassen, ihre Studien in Göttingen fortzusetzen und sich bei dem Kommandeur der dortigen Haute Police zu melden. Der Vorfall, der uns heutige Deutsche im Hinblick auf Erlebnisse seit 1945 nicht sonderlich aufregen würde, verursachte bei dem Vater große Entrüstung. Er zog sogar die Forderung von Schadensersatz in Erwägung. Das 1812: wie modern! Friedrich Georg hörte Vorlesungen über Kameralistik, Ökonomie und Finanzen sowie daneben juristische Vorlesungen über Institutionen, Pandekten und Kirchenrecht.

### III.

Im Jahre 1814, nach Abschluß seines Studiums, begann unser Sibeth sich praktisch in der Landwirtschaft zu betätigen, zunächst auf dem Gut Groß-Poserin bei Goldberg i. M., das von seinem Onkel Eichmann bewirtschaftet wurde, danach bei dem Pächter Kruse des v.

Lützowschen Gutes Eickelberg bei Bützow. Es drängte ihn jedoch, selbständig Erfahrungen in der Landwirtschaft zu machen, und so wurde bald nach 1815 eins der kleinsten, aber landtagsfähigen Güter Mecklenburgs erworben, das Gut Wisch bei Wismar. Es war nicht größer als eine Bauernhufe, 53 Hektar groß, hatte aber den besten Getreideboden Mecklenburgs. Schon nach wenigen Jahren gab der junge Landwirt dieses Gütchen auf und bewirtschaftete fortan den seit längerer Zeit im Besitz der Familie Sibeth befindlichen „Werder“ in Güstrow zwischen der Nebel und der heutigen Plauer Straße, genannt „Sibethenhof“. Dieser ist am Ende des 19. Jahrhunderts zum Stadtgebiet gelegt worden. Es war ein Erbpachthof, der im Gegensatz zu Wisch auch Gelegenheit zur Viehzucht bot und ein Wohnhaus aufwies. Einen Eindruck dieses im klassizistischen Stil erbauten einstöckigen Hauses mit hohem Walmdach bietet ein kunstgeschichtliches Unikum im Poesiealbum von Friedrich Georgs Tochter Agnes. Da findet sich eingeklebt eine auf festem Papier mit Deckfarben in Öl gemalte Ansicht des Gutshauses in seiner landschaftlichen Umgebung von der Hand des als Lithograph bekannten in Schwerin bis etwa 1856 tätigen Künstlers August Achilles, signiert „A. Achilles fecit 1856“. Von ihm sind laut Anna Marie Freiin v. Langermann und Erlencamp im Jahrbuch 91 des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde nur Lithographien und Zeichnungen bekannt. Das 11 × 7 cm große Bild weist durch die Ausführung der beblätterten Bäume sowie durch perspektivische Verzerrungen, z. B. der Mutter mit Kind vor dem Gebäude und der vier Säulen vor dem Mitteleingang, auch sonst bei Achilles bekannte Eigenheiten auf.

Hier entwickelte sich Sibeth zu dem Landwirt, der Theorie mit Praxis verband und durch seine Erfolge und weitsichtigen Gedanken zu den führenden Köpfen der mecklenburgischen Landwirtschaft gehörte. Er faßte die Landwirtschaft auch von der wissenschaftlichen Seite an und war der erste in Mecklenburg, der eine akademische Prüfung als Landwirt ablegte und damit den heutigen „Agraringenieur“ vorwegnahm. Es ist nicht uninteressant, als Beweis der Breite seines Arbeitsspektrums das Zeugnis zu lesen, das ihm Franz Lorenz Christian Karsten, Professor der Ökonomie an der Universität Rostock, am 5. November 1822 ausstellte:

„Der Oekonom Herr Friedrich Georg Sibeth aus Güstrow gebürtig, ersuchte mich, mit Ihm eine Prüfung über verschiedene Theile der mathematischen Wissenschaften, so wie auch über die theoretische und practische Landwirtschaft vorzunehmen. Es war mir auch um so angenehmer diesen Wünschen entgegen zu kommen, da ich schon vor mehreren Jahren von Hof Wyl aus durch den Herrn von Fellenberg auf die bedeutenden Fortschritte dieses, damals noch jungen Mannes, war aufmerksam gemacht worden. Alle diese Nachrichten bestätigten sich auch völlig, als mir in der Folge nach Seiner Rückkehr von Hof Wyl seine persönliche Bekanntschaft zu Theil ward. Unter andern bezeugt auch ein sehr gediegener Aufsatz in den Mecklenb. Landwirtschaftlichen Annalen, der einen, mit der Fellenbergschen Säemaschine angestellten Versuch erzählt, dass Herr Sibeth Sachkenntnis und Vortrag in seiner Gewalt hat.

Bey der heute angestellten strengen Prüfung, wozu verschiedene geometrische, trigonometrische und algebraische Aufgaben gewählt, auch einige mechanische Hauptformeln zur Auseinandersetzung vorgelegt wurden, bewies Herr Sibeth eine sehr gute Bekanntschaft, und bey mehreren eine seltene Gewandheit der Entwicklung der vorgelegten Aufgaben, worauf er nicht im mindesten vorbereitet war. Nicht nur diese Fertigkeit, sondern auch ein großer Theil algebraischer und geometrischer Ausarbeitungen, die mir von ihm zur Durchsicht vorgelegt wurden, gaben den rühmlichen Beweis, dass Herr Sibeth nicht in die Klasse der jungen Männer gehört, die nach vollendeter Studienzeit sich um das Fortschreiten in den Wissenschaften nicht weiter bekümmern, vielmehr zeugten alle diese Arbeiten vom fortgesetzten beharrlichen Fleiss. Unter anderen befand sich unter diesen mir vorgelegten Ausarbeitungen ein sehr sauber und korrekt gezeichneter geodätischer Plan von dem, vor Güstrow liegenden Gehöfte seines Herrn Vaters, des Herrn Hofraths Sibeth, dem zugleich die Berechnung des Areal Inhalts beigefügt war.

Nach vollendeter mathematischer Prüfung unterhielten wir uns über verschiedene Landwirtschaftliche Gegenstände, worinn Herr Sibeth ebenfalls sehr richtige und zum Theil durch eigene praktische Erfahrung geläuterte Ansichten zu Tage legte, auch in den neuesten Systemen, z. B. in der neu rezipierten sogenannten **Statik des Feldbaues** keines wegese sich als Fremdling zeigte.

Indem ich alles hier Gesagte nach meiner mir gewordenen Überzeugung gewissenhaft bestätige, kann ich den gewiss aufrichtigen Wunsch nicht unterdrücken, dass ein so talentvoller und gebildeter Mann Gelegenheit finden möge, sich unserer Vaterlande durch Anwendung seiner Kenntnisse nützlich zu machen.

Rostock  
den 5<sup>ten</sup> Novbr.  
1822

FLCKarsten  
Grosherzogl. Professor der  
Oekonomie hierselbst  
und erster Sekretär des  
Mecklenbg. Patriotischen Vereins.“

In jener Zeit, in der der Titel den Mann machte, wurde Sibeth auf sein Ansuchen durch Patent des Großherzogs Friedrich Franz I. vom 30. Januar 1827 zum Domänenrat ernannt – Gutsbesitzer konnten in Mecklenburg seltsamerweise den Titel „Domänenrat“, Domänenpächter den Titel „Ökonomierat“ erhalten. Die Gebühren betrug 32 Thlr 32 ß mecklenburgischer Valeur und 68 Thlr 4 ß N $\frac{2}{3}$  Währung, davon 60 Thlr zur Witwen-Instituts-Casse: es gab noch keine feste Pension für die Witwen von Beamten!

Im Jahre 1835 führte Sibeth als einer der ersten Landwirte in Deutschland die Sommerstallfütterung durch. Schon im Mai 1832 hatte er als Auszeichnung auf einer Tierschau eine silberne Medaille für die milchreichste Kuh mit dem humorvollen Namen „Venus“ seitens des Patriotischen Vereins erhalten. Ihr folgte im August 1839 eine goldene Medaille seitens des Vereins für eine von Sibeth konstruierte Säemaschine, zu der er die Anregung wohl in Wyl erhalten hatte. Der Patriotische Verein war eine Vereinigung von theoretischen und praktischen Landwirten, „gerichtet auf Veredelung der Erzeugnisse und auf sittliche Bildung der Arbeiter des Landbaus“. Er war im 19. Jahrhundert der Motor des Fortschritts auf diesem Gebiete. Sibeth war seit dem Jahr 1821 Mitglied und wurde wegen seiner Verdienste um die Landwirtschaft 1869 zum Ehrenmitglied ernannt. Bei der Säemaschine handelte es sich um eine breitwüfliche, für alle Getreidearten geeignete Maschine, die sich leicht und sicher stellen und verändern, auch als kleiner Wagen transportieren ließ. Damals beherrschte die entwickelte englische Maschinenindustrie den Markt völlig, so daß die Konstruktion in Deutschland eine Tat war. Aus Mangel an Mitteln konnte sie nicht ausgewertet werden. Auch eine Drillmaschine konstruierte Sibeth, wie im Jahre 1861 ehrenvoll anerkannt wurde. Beide Maschinen vervollkommnete er in der Folgezeit. Im letzten Jahre seines Lebens erhielt er am 6. Mai 1879 vom Kaiserlichen Patentamt in Berlin das Patent Nr. 4888 auf ein „Einstellbares Säerad“ und am 17. Juli 1879 das Patent Nr. 4895 auf einen „Gegliederten Baum an Ackergeräten zur Bearbeitung von Drillsaat“. Die Patente sind nicht ausgenutzt worden, weil schon bald die Patentgebühr nicht gezahlt wurde und Sibeths Sohn Carl – sicherlich zur Enttäuschung des Vaters – an der Landwirtschaft kein Interesse hatte. Frühere Versuche in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts, nachdem der „Sibethenhof“ verkauft worden war, durch Handel Gewinn zu erzielen, waren fehlgeschlagen. Weder war es Sibeth gelungen, durch einen Vetter in England seine Säemaschine in Fabrikation zu bringen, noch hatte seine Idee neben englischer und Hamburger Konkurrenz Erfolg, mit einer Gesellschaft in Mecklenburg unmittelbar Guano aus Peru zu beziehen und zu vertreiben.

Sibeth hatte sich im Alter von etwa 60 Jahren von der praktischen Landwirtschaft zurückgezogen und lebte jetzt als Rentner in der Stadt Güstrow, deren Bürgerrecht er seit 1829 besaß. Daß er im Jahre 1867 zum Ehrenmitglied des Gesangsvereins ernannt wurde, ist ein erster Hinweis darauf, daß er auch musisch veranlagt war und sich offenbar besonders

dem Gesang gewidmet hat. Eine scherzhafte Zeichnung von seiner Hand in dem Poesiealbum seiner Tochter Agnes zeigt die ganze Familie beim Singen, Vater am Klavier, und gibt vielleicht eine Vorstellung von der Intensität dieser Beschäftigung.

#### IV.

Um diese Zeit setzt die zweite Schaffensperiode Sibeths ein, auf einem ganz anderen Gebiet, auf dem das Angedenken an ihn wenigstens zum Teil lebendig geblieben ist. Das ist die Beschäftigung mit der plattdeutschen Literatur.

Angeregt wurde er, in dessen Haus wie in vielen gebildeten Familien des damaligen Mecklenburg die plattdeutsche Sprache neben der hochdeutschen durchaus im Gebrauch stand, durch Fritz Reuter und die durch ihn ausgelöste Begeisterung für die plattdeutsche Literatur. Die 1853 zum ersten Mal herausgekommenen „Läuschen und Rimels“ des Dichters nimmt Sibeth, wie er im Vorwort des „Dumm Hans oder dat Hasenhöden“ ausdrücklich bemerkt, zum Anlaß, ihm 1867 dies erste kleine Werkchen zu widmen. Schon vorher hatte er mit der Sammlung von Wörtern zu seinem „Wörterbuch“ begonnen. Auf engere Beziehungen auch zu John Brinckman, dem zweiten mecklenburgischen Klassiker der plattdeutschen Literatur, der ebenfalls in Güstrow lebte, findet sich kein Hinweis. Brinckman war von 1849–1870 Lehrer an der Realschule, dem späteren Realgymnasium, und veröffentlichte im Jahre 1854 sein erstes bekanntes Prosawerk „Kasper Ohm un ick“. Es spricht manches dafür, daß er bei Sibeth zu dessen Übergang von gereimter Dichtung auf Prosa mitgewirkt hat. „Dumm Hans oder dat Hasenhöden. Ene wohrhafte Geschichte, de sik vör Oellers mal begeben het, nah Vatting Möllern sine Vertellung un in sine Mundort dalschreiben in teigen Singsangs von Mi“ erschien als Erstlingswerk 1867 im Verlag von Fr. Werner in Bützow. Der umständliche Titel findet sich in allen Dichtwerken und ist eine Spezialität Sibeths. Ebenso die Verfasserangabe „Mi“. Ob es Sibeth nicht angebracht erschien, als in Mecklenburg weithin bekannter Landwirt aus alter Juristenfamilie auf seine alten Tage noch als plattdeutscher Schriftsteller, zumal neben Fritz Reuter und John Brinckman, aufzutreten? Eröffnet wird das 61 Seiten zählende Buch durch ein in der bekannten lithographischen Anstalt von J. G. Tiedemann in Rostock lithographiertes, von Paul Tischbein gezeichnetes Titelbild, das 10 Szenen der gereimten Erzählung mit sicheren Strichen sehr lebendig darstellt. Paul Tischbein (1820–1874) gehört zu der bekannten weit verbreiteten Malerfamilie aus Hessen. Er war u. a. von 1861–1869 Zeichenlehrer an der Grossen Stadtschule (Gymnasium) in Rostock. Die in meist flüssigen Reimen gebrachte Fabel ist eine etwas modernisierte Version des alten Märchenmotivs vom einfachen Jungen, dem es gelingt, die Königstochter zur Frau zu gewinnen. Hier schafft es der ehrliche und gutherzige Bauernsohn dadurch, daß er das Hüten von 20 Hasen, das der „pommersch König Bullerjahn“ zur Vorbedingung gemacht hat, mit Hilfe einer zauberkräftigen Peitsche und einer Flöte fertig bringt sowie eine zweite Bedingung, das Aussuchen von 12 Scheffel Erbsen und Grauen Wicken, mit Hilfe von Vögeln erfüllt, denen er auf der Wanderung von seinem letzten Brot abgegeben hatte. Die an sich kurze Geschichte wird durch seitenlange Ausführungen des Verfassers über die richtige Art des Zusammenlebens der Menschen und besonders die Macht und Hoffart der „Ritter“ gegenüber dem Könige und den einfachen Bauern auf die doppelte Länge ausgedehnt.

Anklänge an diese Gedankengänge finden sich auch in dem zweiten, 1870 bei Stiller in Schwerin verlegten Buch von 163 Seiten „Geschichte von den rieken Hamborger Kopmann Peter Stahl nah Vatting Möllern sine Vertellung un in sine Mundwies dalschreiben in säbenteigen Verpustungen von Mi“. Auch dies weist ein Titelbild auf, das sieben Szenen aus dem gereimten Inhalt darstellt, weniger einfallsreich und elegant, lithographiert bei Jürs in Güstrow. Der Zeichner ist unbekannt. Der Kaufmann Stahl in Hamburg, ein abscheulicher Geizhals, nimmt aus eigensüchtigen Motiven den Sohn einer armen Frau als Pflegesohn an. Der aber kommt nach manchen Fahrten und Abenteuern, u. a. Besuch bei Riesen und verzauberten Prinzessinnen, zu Ehren und Ansehen, während Stahl verkommt. Die Hand-

lung wird nicht flüssig geschildert, sondern läuft sehr ungleichmäßig ab und ist vor allem von langen Passagen über sozialetisches Verhalten durchsetzt. Die gereimte Sprache hat noch an Gewandtheit gewonnen.

Beide Werke enthalten lebendige und anschauliche Einzelszenen und verraten eine lebhaft, zuweilen überraschende und überkochende Phantasie. Sie fallen durch den Reichtum der plattdeutschen Ausdrücke auf, von denen sehr viele heute untergegangen sind und schon damals in Anmerkungen erklärt werden mußten. Wer z. B. kennt noch den Ausdruck Spalk = Umstände, Giwwel = Begierde, Rak = Feuerstelle? Sibeth bedient sich hier auch der städtisch gehobenen Sprechweise des Plattdeutschen, die anders ist als die im übrigen Mecklenburg (mit Ausnahme des Landesteils Strelitz), wo die breitere Form bevorzugt wird. Er sagt z. B. „se“ statt „sei“, „he“ statt „hei“, „to“ statt „tau“.

„Dumm Hans“ und „Peter Stahl“ sind nicht so leicht zu lesen und nicht so eingängig wie Sibeths letztes Werk in Prosa „De Geschichte von de gollen Weig, vermengelt mit allerhand hüsliche Taustän'n un Begewnisse von Mi“, erschienen bei Hinstorff in Wismar, Rostock und Ludwigslust 1874, 126 Seiten, Titellithographie von Otto Lau in München, einem Künstler, über den sich weiteres nicht hat finden lassen. In diesem Werk zeigt sich die Erzählkunst Sibeths erst recht eigentlich. In dem Nachwort von Dieter Bellmann zu der Neuauflage im Verlag Schuster in Leer von 1975 heißt es: „Was für ein Buch! Wie konnte es nur vergessen werden! Wie konnte sie nur versenkt werden im Kunstlosen-See, diese goldene Wiege der plattdeutschen Erzählkunst! Hätte ich Wort und Stimme, ich würde uns allen dieses Buch verordnen, damit wir wieder erzählen lernen . . .“

Hier läßt der Verfasser die Personen durch den Gebrauch der breiten Ausspracheform noch plastischer erscheinen. Die „Vermengelerung“ gibt ihm die Möglichkeit, durch Gespräche zwischen ihm selbst und vor allem seinem Jugendfreund „Entspekter Korl Möller“ in realistischer, humorvoller Erzählung liebenswürdiger häuslicher Vorgänge Züge aus dem Leben in der Stadt Güstrow und auf dem Lande mit nicht mehr deutbaren Anspielungen auf s.Zt. bekannte Persönlichkeiten kritisch zu schildern und andererseits, elegant dazwischen gemischt, die Sage über vorgeschichtliche Auseinandersetzungen zwischen Gut und Böse, der „Fru Gaud“ und ihren mit „Fru Ilsebill“ auf dem Fürstenthron verbündeten Gegenspielern, den „Nuren“, lokalisiert auf den „Grundlosen See“ bei Güstrow zu erzählen. Die Anregung zu dem Stoff aus der mecklenburgischen Sagenwelt mag Sibeth von dem Geh. Archivat Friedrich Lisch († 1883) bekommen haben, dessen dritte Frau seit 1840 Emilie geb. Eichmann eine Schwester von Sibeths Frau Caroline war. „De Geschichte von de gollen Weig“ stellt einen Typ von plattdeutscher Prosa dar, den außer Sibeth niemand gebracht hat. Sie hat Wolfgang Stammler zu dem Vergleich Sibeths mit E. Th. A. Hoffmann angeregt sowie schon 1911 Rudolf Eckart in seinem Handbuch zur Geschichte der Plattdeutschen Literatur zu dem jetzt erfüllten Wunsch einer Neuauflage veranlaßt.

Das zu den Werken Fritz Reuters begonnene Wörterbuch veröffentlichte Sibeth endlich 1876 in Leipzig in der C. A. Kochschen Verlagsbuchhandlung unter dem Titel „Wörterbuch der Mecklenburg-Vorpommerschen Mundart“, wieder unter dem Pseudonym „Mi“. Eine zweite, vor allem „durch Beifügung der botanischen Namen zu den Bäumen, Sträuchern und Pflanzen vermehrte und verbesserte Auflage“ kam nicht mehr zum Druck. Das Wörterbuch ist nicht wissenschaftlich angelegt und soll es auch nicht sein. Es ist immerhin der erste Versuch, die vielfach schwankende Aussprache des Plattdeutschen von damals zu erfassen und namentlich Wörter oder Wendungen zu erhalten, die bei seinem Erscheinen schon im Verschwinden begriffen waren. Wissenschaftlicher Kritik hält das Buch nicht stand.

Sibeth selbst sah mit Recht seine dichterischen Werke besonders als Ausdruck schmunzelnden Humors. „Du siehst“, schrieb er 1876 an einen Enkel, „daß auch das hohe Alter noch geistige Blüten und Früchte zu treiben vermag, die, wenn sie auch keinen hervorragenden Wert haben, doch wohlgefällig vom Publikum aufgenommen wurden, da sie nicht ohne Humor geschrieben sind“. Wenn die plattdeutschen Werke bald der Vergessenheit

# Wörterbuch

der

## Mecklenburgisch-Vorpommerschen Mundart

von

**Mi.**

*Vermehrte und verbesserte Auflage.*

---

**Leipzig (1876. ?-)**

C. A. Koch's Verlagsbuchhandlung.  
(J. Sengbusch.)

jüst, jüstement, jüst gerade,  
so eben, hei kümmt jüst an,  
er kommt gerade an; jüstement  
as nicks nich gellen, für nichts  
gelten.

Justus, Geschmack, . . hewwen,  
Gefallen woran haben.

Jux, Schmutz, — Spaß. Jux  
maken, Scherz treiben.

juxen, beflecken.

## K.

[a] Kaak, Branger, Schandpsal.

Kabak, schlechtes Zimmer.

Kaben, (w), Koben, Swinskaben.

Kabissel, Verehrer, Liebhaber.

Kabuff, Kammer, schlechtes  
Zimmer.

kabusseln, niederwerfen.

Kabuttge, Gefängniß.

Käd', (r), Kette.

Kädenräkel, Kettenhund. (r.)

Kader, (r), angeschwollenes fettes  
Untertinn.

kadern, (r), das Anschwellen der  
Drüsen des Halses, — eine  
Krankheit des Rindviehes mit  
Aufstoßen verbunden und tödt-  
lichem Verlauf.

kaduck, zu Grunde gegangen,  
ruinirt.

Kaffi, Kasse, auch Kaffee.

Kahl, Kohle.

Kahr, (a-o), Karre.

kahmig, verdorben, schimmelig.

Käk', Küche.

Kak, Koch.

kakelbunt, auffallend bunt, roth-  
bunt.

Kakelhuhn, eine gackelnde Henne.

kakeln, gackeln, kaklig, vergnügt,  
lustig. as'n Leggelhuhn, wie  
ein Gegehuhn. (au-o.)

Käkelreim, (ei-ee), Zungenband.  
ehr is de K. sneden, (r), sie  
versteht zu schnacken.

kaken, kochen.

kakendig, kochend.

Kakeratsch', Kakratschon,  
Speise-Zubereitungsart.

Käksch, Köchin.

Kaldunen, Eingeweide.

Kalesch, kleiner Wagen, Kalesche.

kalfatern, dicht machen.

Kalmuck, wollenes Zeug.

kalmüsern, umhersuchen, kal-  
mäusern.

Kalür, Farbe, auch K'lür, K'lür  
geben, sich wozu bekennen;

Jungs, holt K., beim Karten-  
spiel, Karten, haltet gut Farbe!

Bruschk(a)lür, die Farbe, die  
durch Quetschung entsteht, also  
grün, blau, gelb u. s. w.

Kalms, Kalmsus.

Kalw, Kalb. Pl. Kälwer.

kalwen, ein Kalb gebären, kalben.

kalwern, spaßen, tändeln mit  
Jemandem.

Käm, Kümme!, ~~Kümme!~~  
swarten Käm, Nigella

~~Käm.~~

kämen, saufen, dem Kümme-  
branntwein zusprechen.

Kamellen, Kamillen, olle . . .  
alte bekannte Sachen, dafür  
auch olle römische K.

Huskamellen, Asterkamillen.

kamen, kommen. Pr. kam,  
kümmt, kümmt. Imp. kamm,  
auch kem.

Kamer, Kammer.

Kammer, oberste mecklenburgische  
Behörde für die Domainen.

Kamm, Kamm. Pl. Kämm'.

Kammurt, Kammenvorte.

kämmen, kämmen. wenig Hoor  
sünd licht kämmt, ein Kahl-  
kopf ist leicht gekämmt, kleine

Sachen sind leicht beseitigt.

Kamisol, Jacke, Unterjacke.

Kamp, eingehägtes Feldstück.

Kamum, Cardanum.

Kanapoh, Rückstuhl, Sopha  
älter Art.

— kalaschen, fufaru,  
aütganigalu. —

— 'Kabus', = Kabuff.

*Acorus calamus*

— Kack, fuyamut. —

— Kabutzeln, bogfubun  
gafnu, = Kaputzeln

*carum cervi*  
Substanzverhältnis zumal,  
N: arvensis.

— *Anthemis arvensis*

— Kähler, Köfler

*Anthemis cotula*.

— kajoliven, fufunifalu.

— Käkel, Gannun.

anheimfielen, liegt der Hauptgrund wohl darin, daß ihr Stoff zum größten Teil der Romantik entstammte und die Leser im Zeitalter der Technik und des beginnenden Naturalismus nicht mehr ansprach.

## V.

Über die Einstellung Sibeths zu politischen Tagesfragen haben sich keine unmittelbaren Auslassungen erhalten. Man kann nur mittelbar versuchen, aus Äußerungen und Verhalten Schlüsse zu ziehen. Sibeth war zeitlebens, wohl schon anlagebedingt, nicht auf aktives Handeln nach außen bedacht, sondern verfolgte die Menschen und ihr Tun mit Zurückhaltung. Er blieb der Philosoph im Hintergrund, der sie – vielleicht auch sich selbst – nicht übermäßig ernst nahm. Von politischer Einstellung im modernen, auf Ideologie gerichteten Sinne kann man bei ihm nicht sprechen. Denn in Mecklenburg, in dem Sibeth im Denken und Fühlen zutiefst wurzelte, gab es kein der Rede wertiges Parteiwesen. Die demokratische Phase 1848–1850 war Episode ohne Nachwirkung geblieben, und im Norddeutschen Bund seit 1867 und Deutschen Reich seit 1871 gab es nur etwa alle drei Jahre und nur für die Männer eine Wahl zum Reichstag, zum Landtag aber niemals. Sibeth gehörte jedenfalls nicht zu den Verteidigern der Ritterschaft, die auf dem in Ritterschaft und Landschaft geteilten Landtage vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das überkonservative Prinzip verfochten. Von Jugend an wurde er gegen die Ritterschaft sehr kritisch eingestimmt: schon ein Bruder seines Vaters hatte als städtischer Assessor des Hof- und Landgerichts vor 1789 einen Jahrzehnte dauernden Streit mit seinen ritterschaftliche Kollegen wegen deren Berechtigung, bei Trauerfällen „Pleureusen“, d. h. besondere Trauerbinden, zu tragen, begonnen, und sein Vater war nach den Befreiungskriegen in schweren Auseinandersetzungen mit gedruckten Publikationen wegen der Verteilung der Steuer zur Behebung der Kriegsschäden als Verteidiger der Städte gegen die Ritterschaft aufgetreten. Der Patriotische Verein, dessen eifriges Mitglied Sibeth seit langem war, war eine Gesellschaft nicht allein auf technischen, sondern auch menschlichen Fortschritt bedachter Landwirte mit wenig Resonanz in der Ritterschaft. Diese Einstellung hat sich auch im „Dumm Hans“ und „Peter Stahl“ niedergeschlagen. In beiden Werken wird der Fürst jeweils als schwacher, aber wohlmeinender Landesherr im Gegensatz zu den auf eigenen Vorteil bedachten und herrschsüchtigen Ritters dargestellt. 1848 hatte ja auch der junge Großherzog Fridrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin im Gegensatz zu seinem siebzehnjährigen Großonkel Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz die Einführung des demokratischen Wahlprinzips gefördert. In die selbe Richtung weist die eifrige Tätigkeit Sibeths in der Freimaurerloge „Phöbus Apollo“ in Güstrow, in die er auch seinen Sohn in jungen Jahren eintreten ließ. Bei dem Verständnis Sibeths für die Entwicklung der Landwirtschaft ist nicht zweifelhaft, daß er auch die Ideen des Großbürgertums seiner Zeit über den Wert und die Würde der Persönlichkeit geteilt hat. Ebenso wenig kann aber auch darüber ein Zweifel bestehen, daß er bei aller Aufgeschlossenheit für die Gedanken seiner Zeit ein starkes Gefühl für Distanz besaß. Das war schon durch die Familie Sibeth bedingt, um deren Geschichte Friedrich Georg, wie die Anlage und der Inhalt des Familienarchivs beweisen, sehr bemüht war. Diese Familie, aus Schottland im 16. Jahrhundert nach Rostock gekommen, behauptete seit jeher eine – unbewiesene – Herkunft aus schottischem Adel und zählte von Anfang an zur sozial gehobenen Schicht des Bürgertums. Der Enkel des Stammvaters – dieser selbst war noch Kaufmann – war als Geistlicher der erste Akademiker des Geschlechts. Der Urenkel Carl (1653–1719) war der erste aus der Familie, der die Ämter des Assessors am mecklenburgischen Hof- und Landgericht sowie des Bürgermeisters der Stadt Güstrow bekleidete. Dessen gleichnamiger Enkel (1715–1782), der Großvater Friedrich Georgs, folgte in den gleichen Ämtern wie endlich auch der Vater Friedrich Georgs. Zwei Brüder des Vaters waren ebenfalls zeitweise Assessoren des Hof- und Landgerichtes. Die Bürgermeister der Stadt Güstrow nahmen – neben denen der Städte Parchim und Neubrandenburg, von Rostock ganz abgesehen – eine besondere Stellung im ständischen Gefüge Altmecklenburgs ein, weil diese Städte als „Vorderstädte“ der aus dem Mittelalter stammenden alten Kreise – des

Wendischen, des Mecklenburgischen und des Stargardischen – mit besonderen Rechten in der landständischen Verfassung ausgestattet waren. Friedrich Georg Sibeth war wie die anderen Angehörigen der Familie sich dieser Jahrhunderte alten und durch Verschwägerung mit entsprechenden Familien gefestigten sozialen Stellung bewußt, allerdings ohne sie jemals präventiv hervorzukehren.

## VI.

Das Leben Friedrich Georg Sibeths weist demnach zwei Perioden auf, die beide ihn als schöpferischen Menschen zeigen: die des theoretischen und praktischen Landwirts bis etwa 1850 und die des Schriftstellers seitdem, während seine gedankliche Beschäftigung mit der Konstruktion landwirtschaftlicher Maschinen sich als Klammer hindurchzieht. Als er im hohen Alter von 86 Jahren am 12. März 1880 verstarb, gingen mit ihm auch die Auswirkungen seiner Persönlichkeit dahin. Keins seiner drei Kinder besaß die schöpferischen Kräfte des Vaters. Abgesehen von der jüngsten, als einzigen verheirateten Tochter Agnes, die schon mit 32 Jahren im Jahre 1868 starb, brachten der Sohn Carl (geb. 1834), mit dem der Name Sibeth in Güstrow 1916 erlosch, und die Tochter Ida (1829–1907) es über das Dasein von Rentnern mit gehobenen Interessen nicht hinaus. Es dokumentiert sich hierin das Auslaufen eines vielleicht müde gewordenen Familienstammes. Schon Friedrich Georg hatte am 11. November 1824 seine rechte Cousine Caroline Eichmann aus Rühn bei Bützow (geb. 2. August 1806, † 15. April 1891) geheiratet, und sein Sohn heiratete gar erst im Alter von 57 Jahren ebenfalls eine (Halb-) Cousine Lisch. Das vielseitige Werk des Mecklenburgers Friedrich Georg Sibeth verdient aber, im Gedächtnis behalten zu werden.

---

Wie die Dummheit im allgemeinen, so kann man auch die politische in den passiven und aktiven Teil sondern, wo dann der passive die politische Unempfindlichkeit, Trägheit und „Dickhäutigkeit“, der aktive diejenige politische Richtung umfaßt, die sich bestrebt, vorgefaßte unbegründete Meinungen, verschrobene Ansichten und unlautere Absichten durch zweckwidrige Mittel ins Werk zu setzen, und die wir am besten mit dem Ausdruck der politischen „Dummdreistigkeit“ bezeichnen können.

Aus „Über die politische Dummheit“ von Fritz Reuter

## Waidwerk im Wandel der Zeit

Goede Gendrich

Bereits als Junge war mir das Jagen etwas Selbstverständliches, das keiner rhetorischen Begründung im Sinne einer moralischen Rechtfertigung bedurfte. Im Wald aufgewachsen, blieb ich unbefangen und unangefochten von zweifelnden Fragen nach dem Sinn dessen, was bis in die graue Vorzeit hinein Generationen vor mir getan hatten: Das Wild zu erbeuten, es mir anzueignen, es als Ernte einem Feld zu entnehmen, das Gott selbst allen Geschöpfen für ihren Kampf um das Dasein bestellt hatte.

Leben und Tod schienen mir mit verschlungenen Händen über dieses Feld zu gehen, und ich vermochte nicht zu sagen, in wessen Händen das Zepter lag. Trug es der Tod, führte es das Leben? Beide gaben und nahmen sie, und nie und nirgends griff einer von ihnen anders als das Dasein segnend und begründend in das Erdenleben ein.

Auch ich unterstand diesem Gesetz. Und wenn ich es erfüllte, so geschah es in der steten, mir vom Vater übertragenen Verantwortung für den gleichbleibenden, in seiner Vielzahl zu erhaltenden Bestand der mir anvertrauten Geschöpfe. Nichts wußte ich von ökologischen Gesetzen – das Märchen aber, als das mir der Wald mit seinen Bäumen, Blüten und Blättern, mit seinen heimlichen Räumen, mit seinen Rehen, Hasen und Hirschen erschien, offenbarte mir Ordnungen, die zu zerbrechen für mich Fluch und Vertreibung aus einem Paradies nach sich gezogen hätten.

Kürzlich – ich hatte just am Weg ein Schmaltier versorgt – begegnete mir ein Fremder, den der Anblick des aufgebrochenen Wildes offensichtlich erschreckte.

„Warum haben Sie das Tier getötet?“ fragte er mich. „Es war doch hier im Wald zu Hause. Nie brächte ich es über mich, auf ein Geschöpf zu schießen.“

Er sagte es mit einem Ernst, dem ich nicht mit billigen Erklärungen begegnen konnte. Ich sprach zu ihm von einer der Forst- und Landwirtschaft angemessenen Wilddichte, von den Voraussetzungen für einen gesunden Wildbestand und dessen natürliche Altersgruppierung. Doch so logisch ihm das alles auch zu sein schien, wehrte er sich innerlich dennoch gegen den ihm brutal erscheinenden Tod des Wildes durch die Hand des Jägers.

Dem Gespräch mit dem Fremden – wie ich von ihm hörte, hatte er den Wald aufgesucht, um Atem zu schöpfen nach der ihn quälenden Hektik der Großstadt – waren im Laufe vieler Jahre manch ähnliche mit anderen Städtern vorausgegangen, die im Revier meinen Weg kreuzten. Und es fiel mir ein, daß nur sie, niemals aber einer unserer Bauern, Fischer und Landarbeiter, dem Handwerk des Jägers kritisch gegenüberstehen und daß es Emotionen sind, die sie bewegen. Losgelöst von der Natur, ist ihnen das unser aller Dasein begründende Gesetz des ewigen Stirb-und-werde fremd geworden.

Dennoch verlief das Gespräch mit jenem Fremden, den der Anblick des versorgten Schmaltieres erschreckt hatte, nicht fruchtlos. Wir kamen einander näher, als ich ihm – was für mich unabdingbar, ihm aber offensichtlich nicht geläufig war – sagte, die Jagd an sich sei, wie er es mir ja bereits zugestanden, eine unumgängliche Notwendigkeit, immer aber käme es darauf an, wie man sie ausübe. Es fiel aus meinem Mund das Wort von der „Waidgerechtigkeit“, und der Fremde entzündete sich an diesem Wort:

„Und Sie sind sich dessen sicher“, fragte er mich, „daß alle Jäger, so wie Sie es mir darstellen, in der Ausübung ihres Handwerks von der sittlichen Verpflichtung getragen werden, dem Wild einen schmerzlosen, sanften Tod zu bereiten“?

„Sind Sie sich der absoluten Gerechtigkeit unserer Justiz, der unfehlbaren Diagnose aller Ärzte sicher? Schwarze Schafe wird es in jeder Gesellschaft geben“.

„Unter denen die arme Kreatur dann leiden muß“.

„Wie der zu Unrecht Verurteilte und wie der einem Kunstfehler des Arztes zum Opfer gefallene Patient – ich gebe das zu. Doch wie die Juristen und Ärzte, haben auch wir unsere Ehrengerichtsbarkeit, um jene aus unseren Reihen auszustoßen, die durch unwaidmännisches Jagen dem Ansehen unserer Zunft schaden“.

„Die Wälder sind verschwiegen, und das Wild kann weder Berufung gegen ein Fehlurteil noch als Patient Anklage gegen einen untauglichen Arzt, sprich Jäger, erheben“.

„So mag es Ihnen, verzeihen Sie, als Städter erscheinen. Wir hingegen wissen, daß der Wald viele Augen und Ohren hat, die, sei es aus Mißgunst oder in ehrlicher Verpflichtung, kritisch das Treiben der Nachbarn jenseits der Reviergrenzen verfolgen. Und jedes Stück Wild, das sich weidwund über die Grenze schleppt oder sich dort, verendet zusammengebrochen, als Fehlabschuß im Sinne des Gesetzes erweist, wird zum Ankläger gegen seinen Richter. Im übrigen bleibt es die stete Aufgabe aller Jäger, einander, insbesondere aber die sich unserer Zunft eingliedernde Jugend, zur Waidgerechtigkeit zu erziehen“.

„Ihr Wort in Gottes Ohr“! meinte der Fremde, bevor wir uns trennten. „Doch die Menschen sind nicht allemal gut; fast zweitausend Jahre Seelsorge haben sie nicht um vieles besser werden lassen“. Seine abschließende Äußerung stimmte mich nachdenklich, und ich fragte mich, mit welchem Recht ich der Jägerschaft den verbrämenden Mantel der Gerechtigkeit umgehängt hatte.

Erinnerte ich mich nicht an den letzten harten Winter, in dem ein Forstmann mit seinen Gästen bei fast kniehohem, verharschtem Schnee auf Rotwild jagte, es in der Notzeit von den Fütterungen vertrieb und, soweit es nicht der leichten Kugel zum Opfer fiel, dem Hungertod aussetzte?

Sah ich nicht mehr den kürzlich beim Vorstehertreiben von einem Schützen angebleiten Hasen kläglich vor dessen Nachbarn herumkröpelnd und diesen nicht den erlösenden Schuß wagen in der Befürchtung, es könne ihm übel vermerkt werden, nur weil nach fragwürdigem Brauch beim Schrotschuß dem Schützen das Wild zugesprochen wird, der es als letzter beschoß?

Schrieb nicht kürzlich noch ein Jäger ein Buch, in dem er den Kugelschuß auf flüchtiges Rehwild propagiert und wörtlich sagt: „Im Punkt Waidgerechtigkeit bin ich sehr tolerant“?

Was konnte mich nach solchen Beispielen noch berechtigen, von der Gerechtigkeit der Jäger schlechthin zu sprechen? Mochten es auch Ausnahmen sein, die den Blick auf sich ziehen wie schwarze Schafe in einer hellen Herde, so ließen sie doch an einem Erfolg der Erziehung zur allgemeinen Waidgerechtigkeit zweifeln. Müssen nicht die anständigen Jäger angesichts der uns immer wieder auf den Jagden gebotenen häßlichen Bilder der Resignation verfallen?

Solche Fragen können peinigen, und wir wissen uns keine Antwort darauf. Bis wir Abstand von ihnen gewinnen und im größeren Rahmen sehen, was sich uns bis dahin nur als Ausschnitt eines kleinen Alltags angeboten hat. Allzusehr der unmittelbaren Gegenwart verhaftet, geraten uns Jahrhunderte aus dem Blickfeld, in denen das Waidwerk sich in aspecto humanitatis entwickelte.

Die Grausamkeit dem Tier gegenüber dokumentieren uns ungezählte Jagdberichte des Mittelalters. Das reicht vom sadistischen Vergnügen am Fuchsprellen bis zum Zustandehetzen edlen Wildes mit der Meute, vom qualvollen Tierfang in unmenschlichen Eisen bis zum Abschlichten ganzer Wildrudel in eingestellten Jagen.

Mit Recht traf im Zeitalter der Renaissance, insbesondere im 14. bis 16. Jahrhundert, die Jäger harte Kritik von Seiten der dem Humanismus verschworenen Geistesgrößen:

Francesco Petrarca (1304-1374), der größte lyrische Dichter Italiens und zugleich einer der bekanntesten Gelehrten seines Jahrhunderts, verdammt das unmenschliche Treiben der fürstlichen Jäger. Flavius Blondus schrieb im 15. Jahrhundert (Liber II de Roma triumphante): „Wie kann ein ehrbarer Mensch Lust an solchem Jagen haben, bei dem ein feines herrliches Wild mit einem Spieß grausam durchbohrt wird“?

Hans Sachs (1494-1576) prangert die Jagdgier der den Feiertag brechenden Jäger an. Sebastian Brant (1457-1521) nennt sie eine rechte Besatzung für sein „Narrenschiff“ und glossiert sie in diesem satirischen Werk. Erasmus von Rotterdam (1466-1536) greift jene Narren, „die nichts Lustigeres wünschen, als das unflätige Blasen der Jagdhörner und das schändliche Heulen der Hunde zu hören“, mit noch schärferer Klinge an.

Pfarrer Cyriakus Spangenberg (1528-1604) gar schrieb ein ganzes Buch, „Der Jagteufel“, wider das gottlose, gewaltsame und unrechte Jagen. Und Martin Luther (1483-1546) mahnt, die Jagd „göttlich und recht“ auszuüben. „Wo es aber anders gehet, da ist das Jagen der aller ergeste und schedlichst Handel“.

Verkennen wir nicht die Mentalität der Menschen des Mittelalters. Das Tier als göttliches Wesen hatte keinen Platz in ihrem Weltbild, das zwar vom Christentum geprägt war, in das aber – bis heute – die Kirche das Tier als Ausdruck göttlicher Schöpfung zu stellen vergaß. Die Hymne, die Franz von Assisi auf seinem Sterbebett (1226) an die „Mutter“ Erde, an die „Brüder“ Sonne, Wind und Feuer, an die „Schwestern“ Mond, Sterne und Wasser, an das tausendfältige Blühen in der Natur einst gesungen hatte, war ungehört verhallt. Angeprangert von den Humanisten, blieben die Jäger als Kinder ihrer Zeit in dumpfer Verständnislosigkeit gegenüber den Leiden der Kreatur befangen, während sie das kunstgerechte Jagen zu immer größerer Vollkommenheit und damit zum rituellen Brauchtum erhoben. Eine einzige Stimme unter den Jägern des Mittelalters rührt uns an, die Stimme Hadamars von Laber (um 1338): In seinem allegorischen Liebesgedicht „Die Jagd“ stellt er sich selbst als Jäger dar, der mit dem Herzen die Geliebte, das Wild, verfolgt und deren Leiden mitempfindet.

Den Romantikern blieb es, um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert vorbehalten, unsere Umwelt als Landschaft zu entdecken und als ihren lebendigsten Ausdruck das von Gott in diese Landschaft gestellte Tier. Dichter, wie Wildungen, Eichendorff, Münchhausen, Bunsen, Pfeil u. a., öffneten den Jägern die Augen für die Schönheit unserer grünen Welt. Schopenhauers Philosophie begründete ein neues Verhältnis des Menschen zum Tier. In seinem Mitleid mit der Kreatur fühlt er sich allen Tieren brüderlich verbunden. Sein Wirken ließ den Gedanken an einen allgemeinen Tierschutz reifen und trug damit auch zur Evolution des Begriffes von der Waidgerechtigkeit bei. Anton von Perfall, zweifellos von Schopenhauer beeinflusst, läßt in seinen Jagdschilderungen erstmals echtes Mitempfinden mit dem Wild erkennen.

Hermann Löns setzt das Wirken der Romantiker fort; die Landschaft mit ihren Tieren wird ihm innigster Ausdruck der Heimat, deren Schutz er in die Verantwortung der Jäger stellt. Von Gagern dann vertieft, nachdem „der Jäger die Unschuld des rohen Triebes verloren hat“, das Jagen zum „tragischen Erleben“ zwischen „verfeinertem Empfinden“ und „dunklem Urtrieb“ – ein ethisches Problem, das er im letzten, wie jeder empfindsame Jäger, nicht zu lösen vermag. In unserem Jahrhundert dann kristallisiert sich der Begriff der Waidgerechtigkeit zu einem ethischen Ideal, das mehr und mehr, wenn auch unter steter Beunruhigung des Gewissens, Eingang in die Herzen der verantwortungsbewußten Jäger findet. Dichter und Schriftsteller, wie Ludwig Benedikt Frhr. von Cramer-Klett, Eugen Wyler u. a., zeigen den Weg auf, an dessen Ende, wie Roger Champenois es in seiner Studie über die Evolution des Begriffes „waidgerecht“ ausdrückt, das Tier als Geschöpf Gottes ein Recht auf Erlösung am Tage der Weltvollendung hat.

Wie stark diese sich im Bereich des Metaphysischen vollziehende Entwicklung ihren Niederschlag in der Praxis fand, zeigt uns, und das insbesondere in den letzten fünfzig Jahren, die sich in diesem Zeitraum vervollkommende jagdliche Gesetzgebung ebenso wie

das sich von Grund aus ändernde Niveau der Jagdpresse; banale, oberflächliche Erlebnisberichte wichen weitgehend verantwortungsbewußter Forschung und auch in der Belletristik noch prägender Erziehung.

Nach dem ersten Weltkrieg noch begleitete ich meinen Vater bei der Kontrolle der Dohnensteige und entnahm den mit Eberescheneeren als Köder versehenen Roßhaarschlingen die erhängten Krammetsvögel, deren kläglicher Anblick dem sensiblen Buben ans Herz griff.

Nicht weniger abstoßend dann erschien mir und meinen gleichaltrigen Berufskameraden der immer noch mit brutalen Marterinstrumenten betriebene Fang des Raubwildes. Zwar respektierten wir das handwerkliche Können der älteren Jäger, doch ihre rauhe, zupackende, unsentimentale Art des Jagens forderte uns zum Widerspruch heraus. Wie gut erinnere ich mich unserer leidenschaftlichen Anklagen gegen das grausame Treiben der Alten, deren eigensinnige Erwidernng sich in der Verachtung unserer ihnen ach so unverständlichen Sensivität erschöpfte.

Daß auch wir mit der ganzen Leidenschaft unserer Jugend jagten und dennoch den bis dahin gültigen Schrotschuß auf Rehwild, den Fang mit Tellereisen ablehnten, selbst in den Greifen noch Geschöpfe Gottes sahen und in der Pirsch die Krone des Waidwerks erblickten, weil sie dem Wild eine Chance ließ und unser Können herausforderte, blieb vielen von ihnen unverständlich, nicht weil sie selbst von Natur aus grausam waren, sondern weil die Zeit an ihnen in der Abgeschiedenheit ihrer Wälder vorübergegangen war.

Heute verbietet das Gesetz den vor sechzig Jahren noch üblichen Fang von Krammetsvögeln, den Schrotschuß auf Rehwild, den Fang mit Tellereisen, den Abschuß von Greifvögeln und die Bejagung des Wildes an den Fütterungen. Die Schonzeiten wurden verbessert, für viele jagdbare Tiere gar auf das ganze Jahr ausgedehnt, Treibjagden auf Schalenwild, mit Ausnahme des Schwarzwildes, verpönt, ungezählte weitere Vorschriften über eine pflögliche und humane Bejagung des Wildes erlassen. Wahrlich ein gewaltiger Erfolg der einst von den Humanisten und Romantikern noch unbewußt, von den Dichtern, Philosophen und Schriftstellern dann zielstrebig eingeleiteten langwierigen und sich in den letzten fünfzig Jahren doch so stark manifestierenden Entwicklung!

Gewiß wird uns diese Entwicklung nie in ein Paradies führen, in dem wir selbst jenseits von Gut und Böse stehen. Wir haben als Jäger nun einmal dem elementaren Gesetz zu gehorchen, zu töten, um Leben zu bewahren. Täten wir es nicht, gäbe bald kein freilebendes Wild mehr in unserer zivilisierten, in ihrem biologischen Gleichgewicht längst aus den Fugen geratenen Welt. Den Weg zwischen „dunklem Urtrieb“ und „feinsinnigem Empfinden“ aber schreibt uns das Herz vor, jener empfindliche Seismograph unseres Gewissens, das sich der Waidgerechtigkeit, sprich Humanität, verpflichtet fühlt.

Dennoch werden wir als handelnde Menschen immer im Zwiespalt unserer Seele leben. Das „gute Gewissen“, das sich frei von Schuld fühlt, weil es tatenlos dem Geschehen zuschaut, ist, nach einem Wort Albert Schweitzers, eine Erfindung des Teufels. Doch je tiefer wir die Konflikte erleben, desto näher sind wir der Wahrheit. In dieser Wahrheit aber können und sollen wir frohen Herzens jagen, solange wir bereit sind, als Jäger echte Verantwortung zu tragen und die Konflikte in ihrer ganzen Tiefe auszumessen.

## Wider Napoleon<sup>1)</sup>

Unter diesem Titel veröffentlichte 1861 der großherzoglich Mecklenburg-Schwerin'sche Rittmeister a. D. Julius von Wickede die Memoiren eines deutschen Kavallerieoffiziers, der sich nach Tilsit geschworen, „fürder an jeder Bataille gegen den Korsen teilzunehmen“, und diesen Schwur auch redlich gehalten hat. Nur mit sehr viel Glück entging er dem Debakel Schills, schloß sich danach dem Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels an, kämpfte auf spanischem Boden unter Wellington in der deutsch-englischen Legion<sup>2)</sup>, machte den Feldzug von 1812 auf russischer Seite mit<sup>3)</sup>, und erst ein französisches Schrapnell, das ihm bei Waterloo den Arm zerschmetterte, setzte seiner Karriere ein Ende. Er starb 1859.

Aber nicht von den kriegerischen Taten des „wackeren Veterans“, wie Wickede schreibt, soll hier die Rede sein, sondern von seinen Kindheitserinnerungen und Jugenderlebnissen auf dem Stammsitz der Familie in Mecklenburg. Das Leben auf den großen Gütern Ostelbiens gehört endgültig der Vergangenheit an; wer will, mag an ihm und seiner Überlieferung Kritik üben, wir wollen der durch Anschaulichkeit und Humor ausgezeichneten Schilderung eines Augenzeugen aus dem 18. Jahrhundert folgen<sup>4)</sup>.

„Ich stamme aus einer alten pommersch-mecklenburgischen Adelsfamilie, deren zweite Söhne mit nur einer Ausnahme dem Soldatenstande angehört haben. In der langen Reihe mehr schlecht als recht gemalter Ahnenbilder, die auf der geräumigen Diele unseres Stammgutes<sup>5)</sup> in Mecklenburg hingen, konnte man die Veränderungen in der kriegerischen Tracht seit dem fünfzehnten Jahrhundert genau studieren. Da machte den Anfang ein Ritter in Harnisch und Helmvisier, dann folgte ein Obrist, der im schwedischen Heer unter Gustav Adolf ein Reiterregiment befehligte hatte, mit Elenskoller, pauschigen Hosen und gelben Stulpenstiefeln, den befiederten Hut keck aufgeschlagen. Ein weiterer Ahn trug die Uniform der Dragoner des Großen Kurfürsten, und eine Inschrift besagte, daß er bei Fehrbellin gefallen sei. Sein Sohn, mein Urgroßvater, war als Hauptmann bei den „großen Kerls“ des Soldatenkönigs konterfeit, bis dann mein Großvater, der damals die Reihe schloß, sich als Rittmeister der berühmten schwarzen Husaren Friedrichs des Großen vorstellte, die

<sup>1)</sup> Memoirenbibliothek, III. Serie, Bd. 14/15, Verlagsbuchhandlg. Robert Lutz, Stuttgart 1911, herausgegeben von Friedrich M. Kircheisen, vergriffen und auch antiquarisch kaum noch zu haben.

<sup>2)</sup> Die Legion wurde 1804 in England aus den Trümmern der durch die Lauenburger Konvention aufgelösten hannoverschen Armee gegründet.

<sup>3)</sup> Im Bericht über die Schlacht von Borodino heißt es u. a. „Der Prinz Karl von Meckl.-Schw., ein Verwandter des Zaren, stand als Generalmajor in russ. Diensten und befehligte die 2. Inf.-Div. des 8. Corps, die aus den schönen Grenadierregimentern Kiev, Moskau, Astrachan, Fanagorie, Sibirien und Kleinrussld. bestand. Er war ein tapferer Soldat, besaß einen ungemein liebenswürdigen, heiteren Charakter, aber nicht gerade hervorragende militärische Talente.“ (1782–1833)  
Den Prinzen Karl von Meckl.-Stelitz, Bruder der Königin Luise und Brigade Kommandeur in der schlesischen Armee unter Blücher, beurteilt der Autor bei anderer Gelegenheit „nicht nur wegen seiner nahen Verwandtschaft mit dem preuss. Königshaus, sondern auch wirklicher Talente halber“ sehr viel günstiger, doch sei er „infolge seiner stolzen Kälte und scharfen Zunge mehr gefürchtet als beliebt gewesen.“ (1785–1837)

<sup>4)</sup> Was in erster Linie Wickede, in Neuauflage 50 Jahre später aber auch Kircheisen bewogen haben mag, den Namen des Verfassers in der Anonymität zu halten (Kircheisen spricht von „leider erfolglosen Bemühungen“), ist unbekannt und hat lediglich zu Vermutungen geführt, die weiter zu verfolgen, hier nicht der Platz ist.  
Das Original ist schon von Kircheisen gekürzt worden.

<sup>5)</sup> Konsequenter Weise verschweigt der Verfasser auch den Namen des Gutes, doch könnte es in der Gegend von Waren oder Plau zu vermuten sein.

Filzmütze mit dem Totenkopf und den darunter gekreuzten Knochen tief in die Stirne gedrückt. Mein guter Vater ward später in der Uniform der Blücher-Husaren, in der er 1793 während der Campagne in Frankreich den Soldatentod fand, hinzugesellt, bis dann 1806 die Truppen Murats und Bernadottes auf ihrem Durchmarsch durch Mecklenburg unser altes Haus und damit auch alle Ahnenbilder niederbrannten. Unter all diesen bunten Kriegergestalten in Panzer und Koller, Grenadiermütze und Husarendolman war, wie gesagt, nur ein einziges Portrait, das einen ernsten, streng blickenden Mann in schwarzem Talar, weißer steifer Halskrause, eine breite goldene Gnadenkette auf der Brust, darstellte. Ich erinnere mich, daß ich als Junge, wo es mir oft Vergnügen bereitete, diese Bilder zu betrachten und das eine oder andere sogar verstohlen anzureden, nur mit Mißbehagen an diesem Portrait vorbeigegangen bin, ja ihm selbst seinen Ehrenplatz nicht gönnen mochte. Und doch soll dieser Mann, dessen Bild ich damals fast haßte, ein einflußreicher Kanzler im früheren Herzogtum Pommern gewesen sein, der sich in der Geschichte einen Namen gemacht hat.

Ich selbst bin 1786 in einer kleinen pommerschen Landstadt<sup>6)</sup>, in der mein Vater als Stabsrittmeister des Belling'schen, später Blücher'schen Husarenregiments stand, geboren. Mein Vater, dessen Bild mir nicht mehr mit aller Deutlichkeit vor Augen steht, da ich ihn 1792, als er ins Feld abrückte, als sechsjähriger Knabe zuletzt sah, muß nach allem, was ich von ihm gehört habe, ein außerordentlich stürmischer, um nicht zu sagen wilder Mensch gewesen sein. Gerade während er mit seiner Escadron vor den Toren des Städtchens exerzierte, kam ich zur Welt, und ein ausgedienter Husar, ein Württemberger, der die Stelle eines Faktotums in unserem Hause versah, ist auf den Exerzierplatz gelaufen gekommen, schon von weitem winkend und rufend: „Ischt a Büble, Herr Rittmeister, ischt a Büble!“

Sowie mein Vater diese frohe Nachricht hört – ich war das erste Kind nach fünfjähriger Ehe und daher als Sohn und Stammhalter doppelt willkommen – gibt er dem polnischen Schecken, den er ritt, die Sporen und jagt in vollem Galopp ins Städtchen und vor unser Haus, mit Sporn- und Säbelgeklirr stürmt er in die Stube der Wöchnerin und drückt ihr einen herzhaften Kuß auf den noch bleichen Mund. Dann reißt er mich aus den Händen der erschrockenen Amme, gibt mir auch einen Kuß und ruft: „Donnerwetter, das ist ja ein Prachtjunge, den müssen gleich meine Husaren sehen!“ Und bevor noch die im Zimmer anwesenden Frauen ihm in den Arm fallen können, stürmt mein Vater mit mir die Treppe herunter, schwingt sich in den Sattel und im Galopp geht's wieder auf den Exerzierplatz. Hoch hebt mein Vater sich jetzt in den Bügeln, hält mich mit der Rechten über den Kopf seines Pferdes, so daß alle Husaren mich sehen können: „Da schaut her, ist das nicht ein derber Bengel, aus dem noch mal ein tüchtiger Husar werden kann!“ Und die Husaren, die für ihren Rittmeister, so streng er im Dienst auch war, durch die Hölle geritten wären, jubelten und riefen: „Unser Rittmeister und der Husarenjunge hurra, hurra, hurra!“

Die blasenden Trompeter voran, und mich statt des Säbels in der Rechten haltend, ritt mein Vater nun an der Spitze seiner Escadron ins Städtchen ein und vor unser Haus, wo die Husaren der Wöchnerin noch ein donnerndes Vivat brachten.

So kann ich sagen, daß ich schon in der ersten Stunde meines Lebens im Husarensattel gesessen habe. Auch bei meiner Taufe soll es bemerkenswert zugegangen sein. Mein Vater hat nämlich die komplette Escadron als Pate gebeten, und alle Husaren sind in Paradeuniform in der Kirche gewesen, als der dienstälteste Wachtmeister mich zum Taufbecken trug. Das Taufkissen ist die Paradeschabracke meines Vaters gewesen, und ich selbst habe einen kleinen Husarendolman von dunkelroter Farbe mit silbernen Fangschnüren angehabt.

An Sonderbarkeiten bei meiner Erziehung hat es mein Vater nicht fehlen lassen. So durfte ich bis zum vierten Lebensjahr weder Strümpfe noch Handschuhe tragen. Eine meiner frühesten Erinnerungen ist, daß ein Wachtmeister, ein gebürtiger Ungar, der den längsten Schnurrbart trug, den ich je gesehen habe, mich vor sich aufs Pferd nahm. Wenn es dann im

---

<sup>6)</sup> Es ist wahrscheinlich Stolp gemeint.

Galopp durch dick und dünn ging und ich dabei meinem Reiter in den Bart griff, lachte die ganze Escadron.

Meine liebe Mutter konnte diese wilde Art der Erziehung nicht durch ihren sanfteren Einfluß ändern, denn schon in meinem dritten Lebensjahr starb sie bei der Geburt eines Töchterleins. Sie soll eine Frau von großer Schönheit, reich begabt mit Vorzügen des Herzens und Geistes, auch für die damalige Zeit ungewöhnlich gebildet gewesen sein. Als Tochter eines Predigers bürgerlicher Herkunft hat mein Vater sie gegen den Widerstand seiner sehr adelsstolzen Familie geheiratet. Die tiefe Liebe zu ihr hatte die leidenschaftliche Natur meines Vaters einigermaßen gebändigt. Nach ihrem Tod, der ihn so erschütterte, daß man einige Zeit für seinen Verstand gefürchtet haben soll, ist sie schrankenloser denn je hervorgebrochen. Soweit ihn nicht der Dienst in Anspruch nahm, haben wilde Trink- und Spielgelage und Hetzjagden zu Pferde, bei denen täglich Hals und Kopf gewagt wurden, seine Zeit ausgefüllt. Selbst unter den verwegendsten Husarenoffizieren jener Zeit wußte mein Vater sich einen Namen zu machen, und das will viel sagen.

Der Befehl zum Ausmarsch ins Feld setzte diesem Leben ein Ziel. Mein Vater schrieb an den Großvater, der als invalider Oberstwachmeister auf unserem Stammgut in Mecklenburg lebte, und dieser erklärte sich sofort bereit, die Enkelkinder aufzunehmen, da wir unmöglich allein in der Garnisonstadt zurückbleiben konnten.

Der Abschied vom Vater, als dieser 1792 mit seiner Escadron ausrückte, hat einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht. Auf dem Marktplatz, wo er vor versammelter Front und vielen Zuschauern hielt, hob er mich noch einmal zu sich aufs Pferd, küßte mich und sagte: „Junge, halte dich brav und – wenn ich dich nicht wiedersehen sollte – werde ein tüchtiger Soldat, der unserem Namen Ehre macht!“ Noch nie hatte ich den Vater so bewegt und ernst gesehen. Es war, als hätte er eine Ahnung, daß er aus diesem Feldzug nicht wiederkehren würde und mich zum letztem Mal sähe. Doch dann, wie um diese Regungen rasch zu bekämpfen, setzte er mich wieder auf die Erde: „Da lauf zu den Husaren und sag denen Adieu!“ Ich kroch nun noch zwischen den engen Gliedern der aufmarschierten Escadron umher, und die Husaren, die mich kannten, da ich täglich in den Ställen und Reitbahnen spielte, beugten sich von ihren kleinen ukrainischen Pferden\*) herunter, gaben mir die Hand und sagten: „Adjes, Fritze, halte gut aus, Junge, wir wollen dir auch was Schönes von der Beute aus Frankreich mitbringen!“, und was dergleichen Redensarten mehr waren. Mit den anderen Jungens lief ich noch ein tüchtiges Endchen auf der Landstraße nebenher. An der Scheide der Stadtfeldmark kam der Vater noch einmal zu mir herangeritten, legte vom Sattel aus die Hand auf meinen Kopf und rief mit ungewöhnlichem Klang in der Stimme: „Gott segne dich, mein Kind!“ dann aber befahl seine gewaltige Kommandostimme der Escadron Te-erab! und rasselnd und klirrend trabten Roß und Reiter an uns vorüber und nimmer sah ich den Vater wieder. Er hat 1793 den Soldatentod mitten im Handgemenge gefunden, nachdem er sich noch zuvor den damals seltenen Orden Pour le mérite erworben hatte.

Auf einem kleinen Planwagen, vor den zwei ausrangierte Reitpferde meines Vaters gespannt waren, die ebenso wie der invalide alte Württemberger das Gnadensbrot auf dem Gute erhalten sollten, traten wir die Fahrt nach Mecklenburg zum Großvater an. Der „Spätzlehannes“, wie er allgemein genannt wurde, machte den Kutscher und Kinderwärter in einer Person so vortrefflich, als habe er sein Lebtage keine anderen Dienste geleistet.

So schmerzlich mir auch der Abschied vom Vater, von den Husaren und den Spielgefährten war, so ließen doch die täglich wechselnden Bilder und Begebenheiten unserer großen Reise keine Langeweile aufkommen. Bei den grundlosen pommerschen und wenn möglich noch schlechteren mecklenburgischen Wegen ging sie nur langsam vonstatten.

---

\*) Die Remontierung der leichten Kavallerie erfolgte im 18. Jahrh. hauptsächlich aus Polen.

Unvergeßlich wird mir stets die Stunde unserer Ankunft bleiben, als wir endlich nach acht Tagen am Ziel waren. Der „Spätzlehannes“ hatte mir zwar schon des öfteren vom Aussehen und allerlei Angewohnheiten des Großvaters, unter dem er noch gedient hatte, erzählt, aber was ich jetzt zu sehen bekam, übertraf doch alles, was ich mir in meiner kindlichen Phantasie vorgestellt hatte. Der Großvater, der früher, wie sein Bild auch noch zeigte, ein stattlicher, ja sogar gut aussehender Mann gewesen sein muß, war jetzt infolge furchtbarer Verwundungen in der Schlacht von Freiberg von der entsetzlichsten Häßlichkeit. Nicht nur, daß ihm das linke Auge ausgestochen und mit einer schwarzen Binde bedeckt war, es zog sich auch von der Stirn her eine breite blaurote Narbe über Nase und Mund bis zum Kinn herab, die eine so tiefe Furche gebildet hatte, daß man einen Finger hineinlegen konnte. Eine Schußwunde in der Hüfte veranlaßte ein starkes Hinken, so daß er nur langsam am Krückstock gehen oder mit Hilfe des Dieners in den Sattel des starken Ponys steigen konnte, auf dem er täglich Feld und Wald zu inspizieren pflegte. Es muß eine unverwundliche Gesundheit und eine eiserne Energie in ihm gesteckt haben, daß er trotz solcher Blessuren noch das fünfundsiebzigste Lebensjahr erreicht hat.

Es dämmerte schon unter den alten Hoflinden, als die Pferde wie von selbst stillstanden und sich streckten, schüttelten und gähnten. Auf sie war der erste Blick des Großvaters gerichtet, der, uns erwartend, vor der Freitreppe stand: „Schockschwerenot, alter Spätzlehannes, was hat du denn da für ein paar Schindmähren vor deiner Kutsche!“, rief er, während der also Angeredete etwas steifbeinig vom Bock kletterte, nach der Vorschrift salutierte und als erstes mein Schwesterchen unter der Plane hervorsuchte. „Hab ganz gehorsamst zu überbringen das Mädle“, meldete er und wollte das Kind dem Großvater in die Arme drücken. Aber der wich zurück und brummte: „Pfui Teufel, ein Mädchen, und noch dazu ein quarrendes, das bring nur zu meiner Frau, die weiß damit umzugehen! Aber du komm her und laß dich mal ansehen!“, sagte er dann zu mir. Doch ich blieb trotzig stehen und faßte meine Schwester, an der ich sehr hing, fest an der Hand. Der Großvater schmunzelte.

Freundlicher empfing uns die Großmutter, eine kleine, kugelrunde, behäbige Gestalt mit dem wohlwollendsten Gesicht von der Welt. Leider war sie außerordentlich schwerhörig, so daß man sich mehr durch Zeichen als Wörter mit ihr unterhalten mußte. Der Großvater in seiner originellen Weise hatte sich eine kleine silberne Trompete angeschafft, gab ihr damit alle seine Wünsche durch Kavalleriesignale zu erkennen und blies ihr noch des abends, wenn beide schon in dem geräumigen Ehebett lagen, statt des Abendgebetes den ersten Vers von „Eine feste Burg ist unser Gott“ vor. Mochte das Haus auch noch so voller Gäste sein, der Großvater ließ sich dadurch nicht in seinem Blasen stören.

Im Grunde der gutmütigste Mann von der Welt, fluchte und wetterte er doch viel in Haus und Hof umher, ja machte, wenn er einen Faulpelz erwischte, ohne weiteres von seinem Krückstock Gebrauch.

Obwohl seine jährlichen Einkünfte sich an die 20 000 Taler Neuzweidrittel belaufen mochten, was für die damalige Zeit eine überaus große Summe war, herrschte in seiner Kasse doch meist Ebbe vor. Das lag einerseits an seiner unbegrenzten Freigebigkeit und andererseits an seiner ebenso unbegrenzten preußischen Passion. Alle Bewohner des Dorfes, ob Tagelöhner, Knechte, Mägde, Hofgänger oder die damals noch leibeigenen Bauern und Büdner fanden stets Gehör und waren überhaupt besser gestellt als üblich. Außerdem gab es auf dem Hof eine Menge alter, meist invalider, martialisch aussehender Soldaten, die noch unter dem Großvater gedient hatten und mit leichten Arbeiten beschäftigt wurden. Das hätte leicht zu Streitigkeiten mit der einheimischen Bevölkerung führen können, wenn der Großvater nicht einfach den Kalender um die Tage von Hohenfriedberg, Leuthen und Rossbach bereichert hätte, die dann von groß und klein bei Braten, Bier und Korn gemeinsam gefeiert wurden. Auch fechtende Handwerksburschen, reitende Jäger, Scherenschleifer und Fiedler, wenn sie nur flotte ungarische Weiser spielen konnten, erhielten manch harten Gulden aus der Hand des Großvaters.

Da diese Freigebigkeit rundum bekannt war, konnte es wohl nicht ausbleiben, daß sie auch mißbraucht wurde. Auf welche Weise der Großvater Wind von dem Plan einer Diebesbande bekam, nächtlich bei uns einzubrechen, hat er nie verraten, war aber voll reiner Freude, daß die ländliche Ruhe durch ein kleines militärisches Abenteuer unterbrochen werden sollte. Mit seinen zuverlässigsten Leuten legte er sich in den Hinterhalt. Auf mein Bitten und Betteln ward mir, einem damals zehnjährigen Jungen, erlaubt, der Aktion beizuwohnen, und der „Spätzlehannes“ mir als Leibwache beigegeben. Ich entsinne mich noch, mit welcher ungeheurer Spannung ich den kommenden Ereignissen entgegenseh. Beim Überfall setzten sich die ebenfalls bewaffneten Diebe zunächst hartnäckig zur Wehr, wurden dann aber überwältigt und im Hundezwinger eingesperrt. Am nächsten Morgen wurden sie einer nach dem anderen vorgeführt und über eine Bank gelegt, um vor aller Augen 30 gehörige Hiebe auf den Hintern zu erhalten. Nach vollzogener Exekution bekam jeder einen Schluck Branntwein, und der Großvater sagte dazu: „Da habt ihr Halunken eure Strafe dafür, daß ihr glaubtet, mich bestehlen zu können, nun packt euch vom Hofe und laßt euch nie wieder sehen, oder es gibt eine doppelte Portion!“

Der Gutsherr hatte damals die Patrimonialgerichtsbarkeit auf seinem Grund und Boden, und der Großvater, der ohnehin mehr von Hieben als von Haft hielt, ahndete die meisten Vergehen ohne viel Federlesen auf frischer Tat. Gefängnis oder Geldbuße erschienen ihm dagegen viel ehrenrühriger.

Ein großes Gut in Mecklenburg hatte damals etwas höchst eigentümliches, und da seine Flächenausmaße an Ackerschlägen, Hutungen, Wiesen und Waldungen sehr beträchtlich waren, konnte der Gutsherr sich schon als kleiner Fürst betrachten.

Bei der Großzügigkeit und Eigenart des Großvaters war es ein Glück, daß der Inspektor Rettenmeyer, der überhaupt das Faktotum auf dem Hofe war, wie auch die Großmutter im Hause einigermaßen auf Wirtschaftlichkeit hielten. Die Wirtschaft selbst war durch eigene Mühle, Brennerei, Ziegelei, Schmiede und Stellmacherei außerordentlich vielseitig, die Bestände an Kühen, Pferden, Schafen und Schweinen gingen in die Hunderte; ein Förster und ein Fischer sorgten zusätzlich dafür, daß alle Rohprodukte auf eigenem Grund und Boden gewonnen wurden.

Die Tagelöhner erhielten Deputate in Form von Getreide, Flachs, Futter für eine Kuh, Kartoffelland und Brennholz, die Ledigen wurden auf dem Hofe beköstigt. Alle Gebäude, auch das bald nach den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges erbaute Herrenhaus, bestanden aus Fachwerk und waren mit Rohr gedeckt. Eine Doppelreihe mächtiger alter Linden führte zwischen langgestreckten Ställen und Scheunen zum Rasenrondell. Einstöckig, mit hohem Giebel, war dieses Haus, dessen Wände weiß gestrichen waren, während die Balken darin die dunkelbraune Farbe von altem Eichenholz zeigten, lang und breit gebaut, die vorspringenden Flügel erkennbar später, einer für Wirtschaftsräume, der andere für Gaststuben bestimmt. So plump dieser Bau ohne die mindesten architektonischen Verzierungen auch sein mochte, und so sehr man in der heutigen modernen, eleganten Zeit sicherlich die Nase über ihn gerümpft hätte, so lag doch viel Gediegenes, Behäbiges und Festes in dem Ganzen. Äußerem Schein war hier nichts geopfert, weder das Storchennest auf dem Giebel, noch die Schwalbennester über den Fenstern.

Dem Äußeren entsprach das Innere. Die geräumige Diele, auf der gut 40 Personen tafeln konnten, hatte nur einen Fußboden von roten Ziegelsteinen und gekalkte Wände, doch gab ihr die bunte Reihe der Ahnenbilder etwas Stattliches und Vornehmes. Von der Decke hingen mehrere Dutzend von Erntekränzen und -kronen mit langen, farbigen Bändern herab, wie sie das mecklenburgische Landvolk alljährlich in feierlichem Aufzuge zu überreichen pflegte. Hier auf dieser Diele, die im Sommer angenehm kühl war, im Winter jedoch durch zwei riesige Kaminöfen, die ganze Klafter von Buchenholz verschlangen, erwärmt werden mußte, wurden alle Mahlzeiten eingenommen.

Linkerhand lagen die Wohn- und Gesellschaftszimmer der Großmutter, die zwar nach jetzigem Geschmack äußerst einfach und altmodisch eingerichtet waren, aber doch in mancherlei Dingen zeigten, daß sie seit Generationen von einer alten und wohlhabenden Familie bewohnt wurden. Das Staatszimmer, für gewöhnlich verschlossen, in das wir Kinder nur beim Großreinemachen und Lüften mal mit unserer Neugier hineinschlüpfen konnten, hatte goldgepreßte braune Ledertapeten und ebensolche hochlehnlige, äußerst unbequeme Sessel. Ein kostbarer persischer Teppich, den ein Ahnherr von mir in den Türkenkriegen vor Wien erbeutet hatte, bildete das Prunkstück.

Die Zimmer des Großvaters waren bequem, aber nichts weniger als elegant und dabei stets voller Tabakwolken, denn er rauchte beständig aus einer kurzen Meerschaumpfeife. Gewehre, Säbel, Reiterpistolen, Saufedern, Geweihe, Gehörne und Keilerwaffen – mein Großvater war ein gewaltiger Nimrod – bedeckten die Wände. In einem Glasschrank hing die volle Paradeuniform eines Stabsoffiziers des preußischen schwarzen Leibhusarenregiments, dahinter stand eine französische Standarte, die der Großvater bei Rossbach erobert und die Friedrich der Große ihm geschenkt hatte. Portraits und Standbilder Friedrichs des Großen vor allen Dingen, dann aber auch Bilder der regierenden herzoglichen Familie beider Mecklenburg waren in diesen Zimmern reichlich zu finden.

Drei bis vier Leibhunde des Großvaters, darunter ein äußerst bissiger Dachs, der sich nur von ihm allein anfassen ließ und uns Kinder oft blutig gebissen hat, sowie ein riesiger Hatzhund lagen auf Sauschwarten umher oder unter der Ofenbank. An diese beiden Wohnzimmer schloß ein großer und hoher Raum an, dessen Wände durch in Kübel gepflanzte Fichten einen förmlichen Wald bildeten, während der Boden dicht mit Sand und Kies beschüttet war, in jeder Ecke standen flache Wasserbehälter. Hier flatterten Finken, Meisen, Hänflinge, Laubsänger, Grasmücken, Braunellen, Zaunkönige, Rotkehlchen, Stieglitze, Spötter und Sprosser, Eichhörnchen kletterten in den Zweigen, Igel und Hamster tippelten über den Boden, kurzum es war eine Menagerie vieler Tiere des Waldes und Feldes und zu Zeiten ein lebhaftes Konzert. Ein alter einarmiger Husar war eigens zur Fütterung und Wartung dieser Lieblinge des Großvaters angestellt, der selber täglich einige Stunden unter ihnen zubrachte.

Ebenso liebte der Großvater alte Bäume. Es gab auf seinem Gute nicht nur eine Menge schönster Alleen, sondern auch große Bestände alter Eichen und Buchen, die nie geschlagen werden durften. Infolgedessen war der Wildstand sehr stark, und auf den großen Herbstjagden wurden oft an die 20 Schwarzkittel erlegt. Manche im Holz gelegene Ackerstücke ließ der Großvater nicht ernten, ehe seine lieben Schweine, Hirsche und Rehe sich an ihnen gütlich getan hatten.

Fiel mal im Park ein Kastanien- oder Nußbaum vor Alter, so wurden auf der Stelle zwei neue gepflanzt.

Dies war der Tummelplatz meiner lustigen Knabenjahre. Alte Kriegskameraden des Großvaters aus dem preußischen Heere stellten sich häufig zu langen Besuchen ein und brachten gelegentlich auch Söhne mit, die noch im Dienste standen, so daß es selten am „Bunten Rock“ und Geschichten von Preußens Gloria fehlte. Ich wuchs mit ihnen auf und konnte nie genug davon sehen und hören.

Wer mit dem Großvater reiten, jagen und ein offenes Wort wechseln wollte, wer gern ein Glas Rheinwein oder Punsch trank und gar, wer preußischer Offizier oder mecklenburgischer Gutsbesitzer war, durfte sich immer als gern gesehener Gast betrachten, und wenn er seinen Besuch noch so lange ausdehnte. Freilich mußte er mit der Lebensweise und den Eigenheiten des Großvaters vorlieb nehmen, denn besondere Umstände wurden nur gemacht, wenn der im Lande sehr beliebte Großherzog Friedrich Franz unser Haus beehrte.

Alle Speisen waren einfach, aber kräftig und reichlich; mehr als Suppe, Braten oder Fisch, etwas Gemüse oder Obst, dem am Sonntag noch ein selbstgebackener Kuchen folgte, kam nie

auf den Tisch. Leichter Rheinwein anstatt des in Mecklenburg beliebten „Rotspons“ war das Getränk, das in vielen Oxhöften aus Lübeck bezogen wurde. Kaffee und Tee gab es nur für weibliche Gäste. Die Männerwelt mußte sich mit Krammetsvögeln und selbstgebrautem Schlehenschnaps begnügen.

Bei der ausgedehnten Gastfreundschaft, die Pferde und Kutscher oder Reitknechte wochenlang mit einschloß, wurde ein Großteil der Produkte des Gutes selbst verzehrt, von dem regelmäßigen Anteil der Hofgänerbeköstigung ganz abgesehen. Mindestens 40 bis 50 Schweine, 20 bis 30 Kälber, 8 bis 10 Rinder, 100 Gänse und zahlreiches Wild wurde alljährlich in Küche und Keller verarbeitet. Hier regierte Frau Hinzmann, die Witwe eines Regimentsquartiermeisters und jetzige Ausgeberin mit Strenge und Umsicht, ihr zur Seite standen mehrere dralle, pausbäckige Küchenmädchen. Eine größere, reichere Speisekammer als sie Frau Hinzmann unter Verschuß ihres mächtigen Schlüsselbundes hielt, habe ich nie wieder gesehen. Wie Grenadiere aufmarschiert und ausgerichtet standen hier die irdenen Töpfe mit Butter und Schmalz, die Satten voll Milch, geräucherte Schafkäse, Krüge Holunderbeersaft, Würste und Schinken, die Reihen von Roggenbrot. Für Konservierung und Nachschub sorgten Eiskeller und Räucherammer.

Auf den meisten Gütern standen Glockenstuhl, Backstube und Eiskeller separat, und zu den größten Vergnügungen meiner Jungensjahre gehörte die Eisfischerei, wenn unter der winterlichen Decke die schwere Sackwade von Loch zu Loch gezogen und am „Treckut“ mächtige Hechte, Barsche und Brachsen ans Tageslicht befördert wurden, hier wie nach den großen Treibjagden, an denen ich als Treiberjunge mitwirkte, gab es stets eine heiße Erbsensuppe und Punsch. An den langen Winterabenden schlich ich gerne in die Beitischerstube und lauschte gebannt den unerschöpflichen Anekdoten, Biwaksgeschichten und Husarenstreichen der alten invaliden Soldaten, manchmal stellten sich auch einige junge Burschen aus dem Dorf dazu ein, um dem Mecklenburger Hang zu Neckereien zu frönen und die schon Erhitzten noch mehr anzustacheln, wenn es dann gar zu laut und leidenschaftlich wurde, stand plötzlich der Großvater in der Tür und lautlose Stille trat ein. Mit deutlich amüsiertem Gesicht verlangte er nach zwei Tellern, in den einen entleerte er seinen Tabaksbeutel, in den anderen sein „Klingelgeld“, bestimmte den Dienstärtesten zu gerechter Verteilung und nahm mich bei der Hand: „Für dich ist Zapfenstreich!“ Bei solcher und anderen Gelgenheiten habe ich immer die ungeheure Autorität bewundert, die der Großvater allseitig genoß. Nur einmal habe ich ihn im grimmigsten, rücksichtslosesten Zorn gesehen, als er einen jüngeren österreichischen Offizier, der sich in seiner Gegenwart eine taktlose Bemerkung über die preußische Armee erlaubt hatte, auf Tod und Leben forderte. Nur mit Mühe war der damals Siebzigjährige, nachdem der Österreicher sich entschuldigt hatte, zum Einlenken zu bewegen. Ich bin auch sicher, daß seinem Kontrahenten dieses Duell schlecht bekommen wäre, denn der Großvater war der exzellenteste Fechter, den ich je gesehen hatte.

Ich mochte schon Jahr und Tag auf dem Gut sein, als es den Großeltern, oder eigentwohl nur der Großmutter einfiel, daß es nachgerade an der Zeit wäre, mit den ersten Schulunterricht geben zu lassen. Bsiher hatte sich weder am Garnisonorte des Vaters noch hier irgendein Mensch Gedanken darüber gemacht, und, obgleich ich schon ein großer Junge war, der täglich die Pferde in die Schwemme ritt und den Jäger stundenlang auf den Dohnenstiege begleitete, kannte ich doch noch nicht mal die Anfangsgründe der schweren Kunst des Lesens und Schreibens. Der Großvater ließ nun mit einem derben Fluch über sein Versäumnis den Dorfschulmeister kommen und befahl ihm, mich unverzüglich in die Geheimnisse der Wissenschaft einzuweihen: „Schon Er den Bakel nicht, Schulmeister und denk Er dabei nicht, daß Er den Junker vom Herrenhofe, sondern nur jeden Dorfbengel vor sich hat, ohne Hiebe hat noch keiner ABC und Einmaleins gelernt!“

Der alte Dorfschullehrer, Küster und Totengräber, allgemein unter dem Spitznamen „Hauto“ gängig, schwang den Haselstock über den Rücken der gesamten Dorfjugend, daß er auch bei mir keine Ausnahme machte. Er nannte mich zwar stets „Junker“, hieb aber nichtsdestoweniger gehörig darauflos, wenn ich statt der Schulaufgaben

dumme Streiche machte, und dies geschah recht oft, denn ich war damals der unverfrorenste und übermütigste Junge, den man sich nur denken konnte. So habe ich nebst meinen unzertrennlichen Spielgefährten, des Nachtwächters „Matten“ und des Försters „Luten“, die Armmuskeln des alten Hauto unzählige Male in Bewegung gesetzt. Auch er war in seiner Jugend Soldat gewesen, aber im mecklenburgischen Kontingent der Reichsarmee, dann als Schreiber in schwedischen Diensten. Er war Junggeselle und wohnte mutterseelenallein im Schulhause, betrank sich jeden Abend auf eigene Hand dick und dünn in selbst destilliertem Brantwein, gab aber trotzdem, wie ich bezeugen kann, einen durchaus brauchbaren Landschullehrer ab. Er kannte eine Menge geheimnisvoller Kräfte der Natur, verstand es, auf eine mir unerklärliche Weise, die heftigsten Blutungen zu stillen, Rosen und kaltes Fieber durch wiederholtes Handauflegen und unverständliches Gemurmel zu vertreiben, ließ die bissigsten Hunde auf sich hetzen, die vor seinem Blick kuschten. Im Dorf galt er als Hexenmeister und als er starb, ging das Gerücht um, der alte Hauto spuke auf dem Kirchhofe. Sei dem nun, wie es wolle, das Lesen, Schreiben und einfache Rechnen brachte er mir in den vier Jahren, die ich bei ihm in die Lehre gegangen bin, gründlich bei. Weiter allerdings konnte er mich nicht fördern.

Mein nächster wissenschaftlicher Lehrherr war der Pastor. Da er eine halbe Meile vom Hauptgute entfernt wohnte, mußte ich jeden Morgen bei Wind und Wetter und auf manchmal grundlosen Wegen ins Pastorat laufen, aß dort zu Mittag und marschierte, da „Pasting“ auch meine Schulaufgaben beaufsichtigte, abends wieder zurück. Diese abhärtende Lebensweise bekam mir vortrefflich, und ich wurde ein so starker und geschickter Bursche, wie man sich ihn nur wünschen konnte, obgleich ich nie mehr als die für Husaren passende Mittelgröße erreicht habe. Wenn ich jetzt als alter Mann die Erziehung der Jungen in den höheren Ständen mit ansehe, dann kann ich nicht begreifen, wohin eine derartige Verzärtelung und Verpimpelung und das Angewöhnen von tausenderlei unnützen Bedürfnissen des Luxus und der Mode noch führen soll. Ich kannte bis zu meiner Einsegnung weder Halsbinde noch Mantel, sondern lief in Wind und Wetter stets in kurzer Jacke, bloßem Hals und häufig auch ohne Mütze umher. Ob ich nasse Füße hatte oder nicht, darauf zu achten, fiel niemandem, am wenigsten mir selbst ein. Was beim Jagen, Reiten und Fischen durchregnete, das trocknete der Wind, und war ich wirklich einmal zu sehr erkältet, so kochte mir die gute Frau Hinzpeter einen schweißtreibenden Fliederbeerte. Der Arzt aus dem nächsten Städtchen konnte bei uns nicht viel verdienen, und wenn er dennoch öfter kam, so nur, um mit dem Großvater zu pokulieren und Tarock zu spielen. Dafür bekam er jedes Jahr seinen Weihnachtshasen.

Der Magister – vom Großvater nie anders genannt – Tobias Schönrock, war zwar ein allezeit freundlicher Seelsorger und hochgelehrter Mann, aber keineswegs dazu angetan, mir den nötigen Respekt einzuflößen. Von kleiner Statur und großer Korpulenz zeigte er in allen praktischen Dingen eine derartige Ungeschicklichkeit, daß wir beide darüber lachen mußten, was stets versöhnlich wirkte. Seine Liebe war die Philologie, und wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er am ersten Tage schon mit lateinischen Vokabeln begonnen. Als ich aber den Großvater fragte, was *agricola* heiße, und Pasting auch noch den Fehler beging, zu bemerken, daß dies die einzige Vokabel sei, die ich behalten hätte, kam die Sache ans Tageslicht: „Dummes Zeug, der Junge soll später preußische Husaren kommandieren, und die Kerle verstehen den Teufel was von Latein!“ Daß ich daraufhin meine lateinische Grammatik ins Feuer warf, wird jedermann begreiflich finden. Wir beschränkten uns also auf Geschichte, Geographie, Religion und etwas gesellschaftliches französisches Palaver, obgleich der Großvater behauptete, das Wort „*jamais*“ genüge für alles, was ein Franzmann einem ansinnen könne.

Erst im Alter habe ich Gelegenheit gehabt, meine lückenhafte Schulbildung noch etwas zu korrigieren, andererseits ist ein Unterschied zwischen Schulbildung und charakterlicher Bildung durch Elternhaus oder Großelternhaus. Gerade dieses kann ich mir ohne „Schlagzu“ und „Ein feste Burg ist uner Gott“ nicht vorstellen.

Meine Einsegnung, zu der ich einige kernfeste Bibelsprüche auswendig gelernt hatte, die mir glücklicherweise bis ins Greisenalter im Gedächtnis geblieben sind, brachte mich dem Wunsch, den ich von Kindheit an genährt hatte, näher. Da das Majorat meinem ältesten Onkel, der auch wieder Söhne hatte, anheimfiel und mir nur ein Kapital von 18 000 Talern zukam, mußte ich einen Beruf ergreifen und daß dies nur der soldatische sein konnte, stand seit langem fest. Hätte man mir übrigens die Wahl zwischen einer Million und einem preußischen Offizierspatent gelassen, sie wäre mir leicht gefallen.

So setzte sich dann der Großvater, sonst kein Freund der Feder, hin und verfaßte einen Brief an den Generalleutnant von Blücher, der damals in Münster stand und Chef des Husarenregiments war, bei dem mein Vater gestanden hatte. Obwohl an 12 Jahre älter, war der Großvater noch ein Freund und Duzbruder Blüchers. Er bekam folgende Antwort:

„Alter Freund und Bruder!

Sehr hat es mir gefreut, deine Krähenfüße mal wieder zu sehen, nur daß das Lesen davon verteuftelt schwer Stück Arbeit. Daß der Junge Husar werden soll, habe ich mich garnichts anderes gedacht, und versteht es sich von selbst, daß ich ihn in mein Regiment als Standartenjunker annehmen möchte, da schon sein Vater den Soldatentod darin gefunden. Ich habe dem Kommandeur Ordre geschickt, daß er ihn einrangiert und etwas Gehöriges aus ihm macht. Das Zeug dazu wird er schon mitbringen weiß ich.

Wenn ich mal Urlaub mache, dann möchte ich dir wohl auf dein Gut in das schöne Mecklenburg besuchen und ein par vergnügte Tage bei dir verleben und so ein halbes Dutzend starker Hirsche schießen. Ich habe hier in Münster man so viele eklige Geschäfte und Ärger wegen die Federfuchser in Berlin dazu.

Grüße deine Hausehre und sei versichert, daß ich vor den Jungen immer thun werde, was ich nur vermag.

Dein Blücher

Die Gewißheit, jetzt preußischer Husar werden zu können und endlich am Ziel meiner Wünsche zu sein, machte mir den Abschied von den Großeltern, von allen Leuten, Pferden, Hunden und sonstigem Getier des Hofes ungleich leichter, auch reizte es mich natürlich, daß ich die Reise diesmal zurück nach Pommern im Sattel machen sollte.

Es war ganz des Großvaters Art, mich festlich und feierlich zu verabschieden. Er selber erschien dazu in der Uniform seiner schwarzen Husaren. Erstmals wurde ich nun den Erwachsenen zugezählt und den Gästen als mündig vorgestellt. Die Art und Weise allerdings, wie er mich zum Ritter schlug, kam wohl für alle überraschend. Er versetzte mir nämlich eine schallende Ohrfeige und sagte dazu: „Das ist nun der letzte Schlag, den du dir ungestraft geben lassen darfst. Wer von jetzt an dich beleidigt oder dir nur ein schiefes Maul zieht, den forderst du vor den Säbel und haust dich mit ihm herum, solange noch ein Blutstropfen in dir ist. Hier hast du auch eine gute Waffe, führe sie mit Ehren vor den König von Preußen und vor deine eigene Ehre, wie alle deine Ahnen getan haben!“

Nach dieser erbaulichen Ansprache umarmte mich der Großvater, mir glühte noch die Backe, ich weiß nicht, ob von der Ohrfeige oder über den wunderbaren Degen, den ich in der Hand hielt und in dessen Griff unser Wappen eingraviert war.

Am 1. Juli 1802 verließ ich, eine Rolle gut geränderter Dukaten in der Tasche, den mit Wäsche versehenen Mantelsack hinten aufs Pferd geschnallt und gefolgt von einem als Reitknecht dienenden alten Korporal, den Hof. Von einem Hügel aus warf ich noch einen Blick zurück auf den Schauplatz meiner Knabenjahre. „Jaja, Herr Junker, sehen Sie sich den Hof noch mal gehörig an! So gut wie hier lebt es sich nicht überall in der Welt, und wenn Sie erst des Königs bunten Rock auf dem Leibe haben, werden Sie es schon verspüren, daß der Soldatenstand, und wenn man es zum General bringt, auch sein Verdruß und Plackerei hat.“

Alter, ehrlicher Holtenhusen, wie oft sind mir später deine prophetischen Worte ins Gedächtnis zurückgerufen worden!

Im Augenblick aber saß ich frank und frei im Sattel, sah die Welt von oben und genoß das Vorreiten vor den Wirtshäusern, das Bestellen und Bezahlen von Speise und Trank und spendierte reichlich Trinkgeld. Wenn dann Hausknechte, Kellner und Schankmädchen dienerten und knickten und mich zehnmal in einem Atem „gnädiger Herr Baron“ nannten, kam ich mir wunder wie wichtig vor und zahlte gern noch drauf.

Mein alter Husar sah solchem Treiben einige Tage kopfschüttelnd zu, dann sagte er in seiner derb aufrechten Art: „Der Herr Junker sind doch ein rechter Esel, daß Sie sich auf das Katzengebuckel von all dem Gesindel etwas einbilden und Ihre guten Drittelstücke dafür rausschmeißen! Wenn, der Teufel weiß wer, den Kerlen vier Schillinge mehr bezahlt, dann machen sie noch viel mehr Komplimente vor ihm.“

In Greifswald, wo wir hauptsächlich der Pferde wegen längere Rast machten, hatte ich mein erstes Abenteuer. Ich saß in einem Wirtshausgarten und trank vergnüglich mein Glas Wein, als ein Haufen Studenten lärmend in das Lokal einfiel. Die meisten waren große Kerle mit zum Teil schon starken Bärten. Sie trugen hohe Koller, enge weiße Lederhosen, reich verzierte Schnürjacken und bunte Mützen oder auch gewaltige Stürmer und hielten blanke Rapiere in den Händen. Ich in meiner Pikesche und den Säbel an der Seite mußte wohl gleich ihre Aufmerksamkeit erregt haben, denn noch bevor sie sich krachend auf die Stühle niederließen, musterten sie mich ungeniert, und aus ihrem Gelächter glaubte ich Worte wie Kommißbrotritter und ähnliches herauszuhören. Das Blut stieg mir zwar schon zu Kopf, aber noch hielt ich mich zurück. Eine große dänische Dogge kam näher und schnupperte. „Nero“, rief ihr Besitzer, „trag das Junkerchen nur nicht im Maule fort!“ Ein Fußtritt, der das Tier aufheulen ließ, war meine Antwort. Jetzt kam der Student, eines jener aufgedunsenen, versoffenen Renomiergesichter, wie man sie an manchen Universitäten sehen kann, wütend auf mich zugestürzt und schrie: „Sie dumme Junge, wie kommen Sie zu der Frechheit, meinem Hund einen Fußtritt zu geben?“

„Weil er mich belästigt hat“, erwiderte ich in gerechtem Zorn, „und wenn Sie mir noch näher kommen, kriegen Sie auch eins über das Maul!“

Nun drangen die Studenten mit Hallo auf mich ein und wollten mich aus dem Garten werfen, ich aber zog blank und drohte, jeden niederzuhauen, der es wagen würde, mich anzufassen.

Nach viel wüstem Hin- und Hergeschrei wurde dann ausgemacht, daß ich dem Besitzer des Hundes sogleich Genugtuung auf sechs Gänge mit Krummen Säbeln geben solle. Einer der Studenten erklärte sich bereit, mein Sekundant zu sein. „Ich werde dieses Bürschlein aufspießen wie eine Lerche!“, prahlte mein Gegner, aber ich lachte dazu und vertraute auf meine mir vom Großvater beigebrachte Geschicklichkeit in der Führung des Säbels. Das Duell wurde sogleich im Saal des Wirtshauses ausgefochten, und wir schlugen aus Leibeskräften aufeinander los. Mein Gegner war der längere, ich aber der gewandtere, hielt mich absichtlich in Deckung, um ihn immer mehr in Zorn zu bringen und schließlich zu ermüden. Das gelang mir auch. Fünf Gänge verliefen ohne Erfolg; als ich zu Beginn des sechsten merkte, daß mein Gegner lahmer wurde, ging ich rasch zum Angriff über und brachte ihm einen so kräftigen Hieb ins Gesicht bei, daß das Blut nur so herausstürzte. Die Studenten ärgerten sich zwar, daß ich junger Bursche einen alten „Hauptmann“ von ihnen so „ausgeschmiert“ hatte, luden mich aber nichtsdestoweniger am Abend zu einem Kommers ein, was ich auch annahm. Die Folge war, daß ich mir einen tüchtigen Rausch antrank und am nächsten Morgen meinen Ritt mit einem gewaltigen Katzenjammer fortsetzen mußte, wozu der alte Holtenhusen nicht schlecht brumnte.

Ohne weitere Abenteuer langten wir in Stolpe an, wo der Oberst mich einige Augenblicke schweigend betrachtete – später erfuhr ich, daß das Gerücht von dem Duell mir vorausgeeilte war – und dann der Escadron des Rittmeisters v. B. als Standartenjunkere zuwies.

Am 27. Juli 1802 hatte ich die Ehre, Seiner Majestät dem König von Preußen, den Soldatenschwur der unbedingten Treue zu leisten. Als ich dazu den roten Dolman des

Regiments anlegte und die Pelzmütze mit dem Kolpack auf einen ganz vorschriftsmäßig frisiereten Kopf setzte, hatte ich schon neben Stolz und Eitelkeit auch ein echt feierliches Gefühl, als ich aber den Wortlaut des Schwurs sprach, wars ein Gelübde fürs Leben.

Der Soldatendienst jener Zeit war hart und streng. Besonders uns Junkern wurde nichts geschenkt. Der Trompeter blies im Sommer um halb vier, im Winter um halb fünf Uhr die Reveille. Wasser gab es zu jeder Jahreszeit an der Pumpe im Kasernenhof, mit einem Bissen Kommißbrot trabten wir in den Stall. Wer nur eine Minute zu spät kam, erhielt ohne weiteres Arrest. Der Stalldienst dauerte volle zwei Stunden. Ich handhabte Striegel und Kartätsche mit einem Eifer, daß mir der Schweiß oft in Strömen herunterlief, karrte Mist, schleppte den Hafersack, wienerte am Geschirr und gab mein letztes, um beim Hufschmied den Hinterfuß meines widerspenstigen Fuchses im Griff zu behalten. Nach dem Stalldienst wurde bis kurz vor Mittag exerziert, dann hieß es, sich sputen, denn mit dem Schlag zwölf dampfte die Suppenschüssel auf dem Tische unseres Rittmeisters, bei dem die Junker und ledigen Offiziere ihre Mittagsmahlzeit erhielten, dafür aber oft auch Wild oder Fisch von den väterlichen Gütern in die Küche lieferten. Daß diese Mahlzeiten für uns Junker etwas anziehendes gehabt hätten, möchte ich nicht sagen. Wir befanden uns während derselben im Dienst, durften den Mund nicht aufmachen, ohne gefragt zu sein und erhielten Arrest, wenn wir einen Fleck auf das Tischtuch machten.

Unser Rittmeister war ein tüchtiger Soldat, der es verstand, die unbändigsten Kerle unter den angeworbenen Husaren in Zucht zu halten und die vornehmsten Muttersöhnchen abzuhärten, aber angenehme Umgangsformen durfte man ihm wahrlich nicht nachsagen. Besonders, wenn die Kopfgicht in einer 1794 davongetragenen Wunde ihn plagte, wettete er in der greulichsten Weise und machte sich bei der geringsten Kleinigkeit mit manchmal doch etwas willkürlichen und zu harten Strafen Luft. Auch ich bin davon betroffen worden, möchte aber nicht versäumen, hervorzuheben, daß ich in den zwei Jahren, die ich unter ihm gedient – vor allem, was den sogenannten „Kleinen Dienst“ angeht, der die Grundlage des größeren ist – viel gelernt habe.

Viel unangenehmer als der Rittmeister war uns die unverheiratete Schwester desselben, die ihm die Wirtschaft führte und bei Tisch obenan saß, eine alte geizige Person, recht das Vorbild einer vertrockneten, neidischen, keifigen alten Jungfer. Der beste Wein konnte zu Essig werden und süße Milch sogleich gerinnen, wenn sie ihre Blicke so recht darauf richtete. Besonders, wenn wir Junker etwas mehr in die Schüsseln griffen, wußte sie gar nicht, was für verzwickte Grimassen sie schneiden sollte, und wo sie nur konnte, knappte sie von dem ohnehin nur kärglich gemessenen Mittagessen so viel ab, daß wir gewöhnlich halb gesättigt wieder aufstehen mußten. Suppe, Gemüse und ausgekochtes Fleisch bildeten unser Mahl, Dünnbier als Getränk dazu. Da mich die vollen Fleischtöpfe auf dem großväterlichen Gut in Mecklenburg verwöhnt hatten, wollte mir diese karge Lebensweise anfangs gar nicht gefallen, und es dauerte einige Zeit, bis ich mich an Kommißbrot, Schlackwurst, Magerkäse und Kornbranntwein, die den Hauptteil meiner Nahrung bildeten, gewöhnt hatte. Nun, ich lieb gesund und munter dabei.

Am Nachmittag wurde mit Pistole oder Karabiner nach der Scheibe geschossen, bajonettiert, voltigiert und gefochten, bis ich nach Dienstscluß auf meinem eigenen, aus dem Gestüt des Großvater stammenden Pferde und in Gesellschaft einiger jüngerer Offiziere einen Spazierritt ins Freie machen konnte. Hierbei ging es oft lustig zu. Der Dienstzwang, der in der Garnison herrschte, fiel fort, die Offiziere behandelten uns Junker nicht als Untergebene, sondern als Kameraden. Es wurden kleine Rennen veranstaltet, Gräben, Hecken und Zäune gesprungen oder gewagte Kapriolen vorgeführt. Mitunter besuchten wir benachbarte Landgüter, auf denen uns näher bekannte Gutsbesitzer gern Gastfreundschaft übten, manchmal auch Wirtshäuser, in denen wir uns mit den Offizieren und Junkern der anderweitig garnisionierenden Escadrons trafen. Dann ward manche Bowle Punsch geleert, manch toller Streich erzählt, etwas hasardiert und sonst wildes Zeug getrieben. Mit etwas angetrunkenen Köpfen ging es dann bei Nacht und Nebel in die Garnison zurück, und es

gehörte schon ein gewandter Reiter und ein gutes Pferd dazu, um diese nächtlichen Ritte mit heilen Knochen zu überstehen.

Im Winter wurde in der Bahn geritten. Die Pferde wurden oft gewechselt. Unter den polnischen Remonten war mancher „Bock“, so daß auch der beste Reiter aus dem Sattel flog. Dann hieß es wohl: „Junker, einfangen und aufsitzen!“ Dem Rekrutenunterricht mußten wir grundsätzlich beiwohnen.

Unser Rittmeister hatte einen reichen Schatz von Kraftausdrücken, die er beim Reiten mit seiner langen Bahnpeitsche noch zu unterstreichen pflegte: „Verfluchter Lümmel, infames Rackerzeug, krummbeinige Schneidergesellen“, waren noch die sanftesten Bezeichnungen, denen in der Regel fühlbarere Beweise bald folgten. Er hieb nämlich mit der nicht nur langen, sondern auch schweren Bahnpeitsche rechts und links über Pferd und Reiter, unbekümmert, wohin die Hiebe gerade fielen. Manch dicke rote Schwielen, die nicht wenig brannten, habe ich über Backen, Lenden und Hände bei diesem Reitunterricht davongetragen, und es war nur ein geringer Trost, wenn der Rittmeister hinterher sagte: „Junker, Sie sind bei alledem nicht gemeint!“, – ein Junker durfte nämlich weder ehrenrührig beschimpft noch gar geschlagen werden.

Bei aller Strenge und Härte des Dienstes war es eine schöne Zeit, die ich als Junker verlebte. Lebenslust und jugendlicher Übermut erwiesen sich gegenüber Plackereien und Ärgernissen als unüberwindlich. Man fluchte, lachte, vergaß und war schon für den nächsten Tag gerüstet. Besonders ein Junker war unter uns, der einen so unausrottbaren Hang zum Possenreißen und Schabernackspielen hatte, daß er durch nichts, auch nicht durch die Aussicht strengster Bestrafung davon abgehalten werden konnte. So brachte denn mein Freund die Hälfte seiner dienstfreien Zeit als Arrestant auf der Wachtstube zu, aus der er dann jedesmal freudestrahlend mit dem fix und fertigen Plan für einen neuen Streich herauskam. Hauptziele waren der dicke Bürgermeister des Städtchens oder die dürre Schwester unseres Rittmeisters. Ersterem verrammelten wir die Haustür mit Dungwagen und allerhand Ackergerät. Eines Nachts, nachdem wir den Nachtwächter betrunken gemacht hatten, mauerten wir ihn mit Hilfe früherer Maurergesellen, die jetzt bei den Husaren dienten, förmlich in seiner Wohnung ein. Das Hallo, als es am anderen Morgen hieß, der Bürgermeister sei eingemauert, rief alt und jung, Männlein und Weiblein auf die Straße. Im Fensterrahmen der dicke Bürgermeister mit vor Zorn kirschrotem Gesicht, die weiße Nachtmütze auf dem Kopf und das jüngste Gericht auf die Köpfe der Anstifter herabschwörend, es war wirklich ein zu lustiges Schauspiel, das selbst den griesgrämigsten Hypochonder hätte zum Lachen bringen müssen, und mit den acht Tagen Wachtstubenarrest, die wir Junker dafür erhielten, nicht zu teuer bezahlt. Schlimmer spielten wir der bestgehaßten Schwester des Rittmeisters mit. Da es uns nicht mehr genügte, ihren cremfarbenen Mops mit Höllenstein schwarz zu beizen oder sie in einer dunklen Gasse mit feuerspeienden Totenköpfen zu erschrecken, hatten wir sie eines Winterabends regelrecht überfallen und in einen großen Wollsack gesteckt, diesen zugebunden und am Ast einer alten Ulme hochgehiewt. Das Zetermordio der Dame rief rasch Menschen herbei, die zwar nicht begreifen konnten wie das alte Fräulein in den Sack gekommen war, sie aber doch aus ihrer hochnotpeinlichen Lage befreiten.

Dies war übrigens der letzte übermütige Streich, da wir Junker nach abgebußtem Arrest in andere Escadrons versetzt wurden und unser froher Bund sich somit auflöste. Trotzdem wurde ich kurz darauf zum Kornett befördert.

Im Herbst des Jahres 1804 kam ich nach Münster, wo ich zum erstenmal den General von Blücher sah, der sich durch sein kühnes Benehmen 1793/94 in Frankreich einen Namen gemacht hatte – und mir, wie der geneigte Leser sich erinnern wird, durch seine Waffenbrüderschaft mit meinem Großvater und Vater zum Eintritt in das Regiment verhalf, dessen Chef er war und das noch heute seinen Namen trägt.

Diese erste Begegnung mit dem später so berühmten Marschall und Fürsten von Wahlstatt Gebhard Leberecht von Blücher ist mir in unauslöschlicher Erinnerung geblieben. Wir hielten im freien Felde unweit Münster, um vom General, der sich auf einer Inspektionsreise befand, besichtigt zu werden. In Husarenuniform wie wir kam er auf einem feurigen Ukrainer Ross herangesprengt und setzte sogleich mit mächtigem Sprung über eine das Feld begrenzende Hecke.

„Guten Morgen, Husaren, das freut mich sehr, daß ich euch hier auf dem Platz halten sehe!“, rief er mit seiner kräftigen Baßstimme, in der ein eigentümlich frischer und belebender Klang lag, der Escadron entgegen, indem er mit großer Gewandtheit sein schnaubendes Pferd im vollen Galopp dicht vor unserer Front parierte.

Ich sollte den General von Blücher bald wieder sehen. Auf dem unglücklichen Rückzuge von Auerstadt bis Ratekau tat ich Adjutantendienste bei ihm, und seit dem Gefecht bei Altenzaun in der Nossentiner Heide nannte er mich mit Vornamen und Du.

Dieter Melms-Siepen



„Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe gehabt, als das Römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen, sie würden längst zugrunde gegangen sein. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung, welche um soviel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des Römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit, vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbeizuführen.“

Goethe zu Luden am 13. Dezember 1813

## Mecklenburgfahrt im Mai 1979

Der Verfasser gehört dem Freundeskreis unseres Carolinums an und ist als gebürtiger Neustrelitzer interessierter Leser unserer Zeitschrift.

Voll und ganz ist diesmal mein lange und ganz im stillen gehegter Wunsch in Erfüllung gegangen: Ich habe die alte Heimat wieder im Frühlings schmuck erleben dürfen. Im Gegensatz zum vorigen Jahr zeigte sich das Wetter an meinem Reisetag von der besten Seite. Die wenigen Kontrollen verliefen reibungslos. Auch der zweistündige Aufenthalt in Berlin-Lichtenberg wurde trotz der Hitze gut überstanden.

Die Fahrt nach Neustrelitz gestaltete sich umso angenehmer, je näher das Ziel heranrückte. Grüne Felder wichen heimatlichem Kiefernwald, alles von der Abendsonne vergoldet. Viel zu schnell geht es an den romantisch-stillen Seen vorüber. Auf den Wiesen um Altstrelitz Rehwild. Gegen 18 Uhr bin ich fahrplanmäßig in Neustrelitz. Meine Reisen nach Mecklenburg gelten ja hauptsächlich der näheren und weiteren Umgebung unserer Heimatstadt, der Freude an der abwechslungsreichen Landschaft und insbesondere der vielfältigen Vogelwelt.

Schon am ersten Abend meines Heimataufenthaltes erfreute mich am Ufergelände des Glambecker Sees, etwa unterhalb der Gasanstalt, gegen 22.30 Uhr Nachtigallengesang. Am nächsten Tag besuchte ich den Schloßgarten und über „de witt' Brück“ das ehemalige Freibad am Zierker See. Auch in der Nähe des Luisentempels schlugen zwei Nachtigallen. Weiter dem See zu, nahe dem Ruderklubheim, wetteiferten Grasmücken und Rohrsänger. Der lautstarke Autoverkehr auf der Straße (zwischen Seestraße und Schneidemühle) schien sie in keiner Weise zu stören. Das Klickklack der zuschlagenden Parktüren gehört der Vergangenheit an, die Umzäunung ist verschwunden. Gärtnerisch gibt sich die Stadtverwaltung im Schloßgarten offensichtlich Mühe, doch diese ist meines Erachtens ziemlich vergeblich, solange man mit den Erneuerungsarbeiten an Orangerie und Hebetempel nicht fertig ist. Seit Jahren sind es Baustellen, die das Gesamtbild des immer noch reizvollen Schloßgartens erheblich beeinträchtigen. Ungepflegt ist leider auch der Winkel zwischen der Rückseite des Theaters, dem ehemaligen Marstall und Schloßgarten, um nur einiges zu nennen. Man gewinnt den Eindruck, daß die begonnenen Arbeiten wegen Mangels an Arbeitskräften einfach liegenblieben, vermutlich zugunsten Neubrandenburgs.

Meine Gastgeber hatten mich zu einer Wochenend-Autofahrt nach Potsdam eingeladen. So reizvoll es gewesen wäre, Sanssouci wiederzusehen, lehnte ich dankend ab, denn ich suchte ja die Stille. Es wurde einer meiner schönsten Tage. Mein Ziel war Mirow. Wer längere Zeit nicht mehr in Neustrelitz war, wird sich erst an die auch dort inzwischen notwendig gewordenen Einbahnstraßen und Zebrastreifen gewöhnen müssen. Um z. B. als Radfahrer zur alten Mirower Chaussee zu gelangen – die Wesenberger kam für mich nicht in Frage – mußte ich von meinem an der Rudolf-Breitscheid-Straße in der Nähe der ehemaligen Freimaurerloge gelegenen Quartier den etwas ungewöhnlichen Weg am Gaswerk vorbei und weiter über die Glambecker Straße, den Markt und die Seestraße nehmen. Letztere ist im Gegensatz zu manchen anderen Straßen, die im Laufe der letzten Jahre mit einer Schwarzdecke versehen wurden, holperig wie eh und je. Aber sie hat auch sonst ihr Aussehen kaum verändert. Man fühlt sich fast um fünfzig Jahre zurückversetzt, obwohl sich auch hier der Verfall mancher Häuser nicht übersehen läßt. Schnell ist die Schneidemühle erreicht. Weiter geht es die ehemalige Kuhtrift entlang, die, sobald man an den Schrebergärten vorbei ist, von Menschen anscheinend wenig, von Tieren so gut wie nicht mehr benutzt wird und schon mehr einem etwas verwilderten Parkweg gleicht. Hier beginnt nun das, was ich suche, die Ruhe und die Naturschönheit. Links die urwaldähnliche Schloßkoppel mit ihren

altherwürdigen Eichen und Buchen, rechts – hinter dem Geleise der Hafenbahn – das Röhricht, das vorerst noch einen Blick über den Zierker See freigibt. Erst unterhalb Marienhöhe entweihen einige Halbwüchsige mit ihren Motorrädern die Stille.

Am Bullenstall treffe ich alte Bekannte, und schon ist ein kleiner Klön im Gange. Aus einer nahen Kastanie läßt als besondere Überraschung der Pirol mehrmals seinen Jodler ertönen. Weiter geht es unter den alten Linden zur Kuhbrücke. Sie ist arg mitgenommen, neben ihr entsteht eine neue. Immer noch blüht dort im Mai der Flieder.

Inzwischen mag es 10 Uhr geworden sein. Es ist Sonnabend und daher so gut wie gar kein Autoverkehr auf der lindenbestandenen Straße über Userin, an Zwenzow vorbei, Roggentin, Mirow entgegen. Sonnenschein und überall frisches Grün und fröhliche Vogellieder. Auf der Spitze einer jungen Kiefer späht der bunte Neuntöter nach Beute, er läßt sich durch das Glas gut beobachten. Seine Art ist in Mecklenburg nicht selten. Ein besonders reizendes Erlebnis hatte ich mit einer Lerche. Auf dem Wurzelgeflecht eines gefällten Chausseebaumes sitzend, schien sie von meiner Gegenwart keine Notiz zu nehmen, so sehr jubelte sie ihre Daseinsfreude ohne Unterbrechung in den schönen Maientag. Lange habe ich ihr zugehört. Der Federschopf wies die kleine Sängerin unschwer als Haubenlerche aus.

Mirow kam näher und damit mein unangemeldeter Besuch bei einem alten Kameraden aus böser Zeit, nämlich der Gefangenschaft in Frankreich. Damals sah es nicht so aus, daß er sie überleben würde. Im Laufe der Jahre habe ich ihn schon einmal besucht. Auch diesmal war die Wiedersehensfreude groß, und wir verlebten im Kreise seiner Familienmitglieder ein paar schöne Stunden. Auf meinen Vorschlag unternahmen wir einen ausgedehnten Spaziergang um den Schulzensee. „He kann de Miel'n nich fin'n“, hätte meine Mutter wahrscheinlich dazu bemerkt, denn schließlich hatte ich ja bereits 25 km mit dem Fahrrad hinter mir. Eine liebliche Landschaft, überall in Busch und Baum Gesang von Nachtigall und Sprosser, von Rotkehlchen, Laubsängern und Grasmücken. Für die eigentlich mit der Eisenbahn geplante Rückfahrt war es aber nun zu spät geworden, der Zug war fort. Zu meinem Glück, möchte ich sagen. Es war erst Spätnachmittag. So blieb mir noch genügend Zeit, mich ein wenig im Städtchen umzusehen. Vor dem vom Zahn der Zeit gezeichneten Schloß, jetzt Altenheim, saßen mitleiderregende Gestalten. Ich besuchte die Liebesinsel und die Kirche, in der gerade eine Bläsergruppe übte. Gemächlich trat ich die Rückfahrt an. Überraschung und Freude bereitete mir wieder meine gefiederte Bekannte vom Vormittag, die Haubenlerche. Auch jetzt, sechs Stunden danach, saß sie auf genau demselben Platz und jubelte ihre bunten Lieder in den sonnigen Abend. Ein Erlebnis, das ich nie vergessen werde. Wie eigentlich alles, was mich in der Heimat beglückte und mich immer wieder zu ihr hinzieht. Es sollte an dem Tage nicht die letzte Überraschung sein. Einige Kilometer weiter, unweit Roggentin, standen in größerer Entfernung drei Kraniche auf der grünen Saat und sicherten zu mir herüber. „Laß' deine Augen offen sein, geschlossen deinen Mund und wandle still –“ rät Hermann Löns. Nur zu gern legte ich eine kurze Rast ein. Bei Userin gibt es noch einen Tümpel, der dem sogenannten Fortschritt bis jetzt nicht zum Opfer gefallen ist. In ihm lebt und webt es noch wie in alten Zeiten. Ein Tümpel, in dem die Frösche noch eine Heimstatt haben, de Grönjägers aus unserer Jugendzeit. Es zwang mich geradezu vom Fahrrad, um in Andacht ihrem vielstimmigen Chor zu lauschen. Wo sonst gibt es heutzutage noch so etwas! Ganz nahe verließ ein Rehbock das bergende Erlendickicht, um sich in aller Ruhe an dem jungen Grün gütlich zu tun. Er prahlte förmlich mit seinem hohen, ebenmäßigen Sechsergehörn. Weiter ging es durch die abendliche Stille, an Lindenberg vorbei, wieder die Kuhtrift entlang, dem lieben alten Neustrelitz entgegen. Mit einem wunderschönen Abendrot über dem Zierker See endete meine Mirowfahrt, die zu meinen eindrucksvollsten Ferienerlebnissen zählt.

Der 20. Mai, ein Sonntag, war als Ruhetag gedacht; das heißt mit gewissen Einschränkungen, denn ich war schließlich nicht zum Faulenzen nach Neustrelitz gekommen. Mit meinem Freund machte ich einen Spaziergang zur Bürgerhorst, diesmal an der Bahnstrecke entlang. Es hat sich dort kaum etwas verändert, selbst Obotritenhof ist an dem früheren Tanzlokal noch lesbar. In der Bürgerhorst sieht es augenblicklich flächenweise böß aus. Viele

alte, sicher schlagreife Buchen wurden in letzter Zeit gefällt und warten darauf, abgefahren zu werden. Zwischen Wiesen und Schrebergärten gingen wir weiter zum Tiergarten. Er ist nun wieder von einem hohen, stabilen Drahtzaun umgeben. Man wendete überhaupt viel Mühe für die Neugestaltung des Tiergartens auf, aber nicht alles geriet zu seinem Vorteil. Große Gehege mit riesigen Wapitihirschen, Dam-, Schwarz- und Rehwild, verschiedenen Schaf- und Ziegenarten sowie ein kleines, unschönes Gehege mit Füchsen, geräumige Flugkäfige mit Tag- und Nachtgreifen, Fasanen oder Pfauen und manches andere mehr sind mit unseren Erinnerungen an den schönen Tiergarten von früher nicht mehr recht in Einklang zu bringen. Anstelle des birkenumstandenen kleinen Teiches gegenüber dem Wildhof entstand ein Kinderspielplatz. Es sieht alles noch ein wenig unfertig aus. Auch hier macht sich der Mangel an Arbeitskräften bemerkbar. Immer noch prächtig dagegen der alte Baumbestand. Gleich am Hauptweg, der neuerdings leider mit Bordsteinen eingefasst wurde, die urigen Eichen und, später, Buchen sowie die außergewöhnlich hohen und schlanken Kiefern. Sehr schön hergerichtet und durch niedrige Zäune geschützt sind die beiden sogenannten Schwanenteiche. Sie werden bevölkert von mehreren Wildentenarten und etwa einem halben Dutzend unterschiedlicher Wildgänsepaare. Am auffallendsten für mich die mir bis dahin völlig unbekannt, schneeweißen Lockengänse. Ein Stückchen weiter sieht man noch immer die Ruine des Pulverturms. Still wie eh und je der Hohlweg im Richtung Hirschtort, das auch heute noch von den bronzenen Geweihträgern gekrönt bzw. flankiert wird.

Um Hohenzieritz zu besuchen, benutzte man nach meiner Erinnerung früher den schönen Waldweg über Glambeck. Ich fuhr mit dem Rad einen anderen, ähnlichen, auch noch einmal nach dem letzten Krieg, kam jedoch erst nach großen Irr- und Umwegen ans Ziel. Inzwischen entstand die neue Warener Bahnstrecke, und es ist anzunehmen, daß dadurch die alten Wege eingegangen sind. Sie unterquert kurz vor dem Krebssee die Chaussee, macht also einen weiten Bogen, um vor Kratzeburg wieder auf die altgewohnte Strecke zu kommen.

Die Neubrandenburger Chaussee mit dem Fahrrad zu benutzen, halte ich für lebensgefährlich und daher nicht empfehlenswert. Sie hat zwar eine neue Teerdecke, ist aber für den starken Autoverkehr reichlich schmal. So entschieden wir uns für die bedeutend ruhigere Straße nach Penzlin, um von dort über Werder, Zippelow und Prillwitz nach Hohenzieritz zu gelangen. Diese herrlich-stille Gegend war meinem Freund unbekannt. Um sie in aller Ruhe genießen zu können, legten wir in der Nähe des Rosenholzes eine längere Rast ein. An der Böschung eines romantischen Hohlweges machten wir es uns bequem und verzehrten unsere Frühstücksbrote. Unsere Hoffnung, vielleicht einen der in der Nähe horstenden Seeadler im Fluge zu sehen, erfüllte sich leider nicht. Aber diese Stunde in der Stille der reizvollen, sonnenscheinüberfluteten Hügellandschaft inmitten maigrüner Felder werden wir niemals vergessen.

Vom Tal her grüßte der Kirchturm von Prillwitz. Bis Zippelow ging es auf schmalem Pfad steil bergab. Es erfüllte uns mit einigem Stolz, daß diese ein wenig riskante Talfahrt ohne Schaden vonstatten ging.

In Prillwitz begaben wir uns gleich an das Ufer der Lieps, um die schöne Aussicht über den See auf das Naturschutzgebiet Nonnenhof und die Höhen bei Usadel zu genießen. An der weißen Anlegebrücke badeten die Dorfkinder. Von hier aus sah ich vor einigen Jahren in geringer Höhe den seltenen Schwarzstorch und ein anderes Mal drüben auf der kleinen Insel einen Kormoran. Diesmal eilte im Tiefflug eine weiße Flußseeschwalbe über die Wasserfläche dahin. Früher begegnete man hier auch häufig dem Fischadler. Inzwischen ist er auch in Mecklenburg selten geworden. Die Lieps bietet ein so friedliches Bild, daß man sich in den Anfang dieses Jahrhunderts zurückversetzt fühlt. Dazu trugen auch ein paar ältere Dorfbewohner bei, die vor einem der großen, dem langsamen Verfall preisgegebenen Gutshäuser saßen. Mein Freund hat überall Bekannte, und so kam es erstmal zu einem ausgiebigen Klönschnack. Angenehm überrascht waren wir, daß die Gaststätte im ehemaligen Schloß geöffnet war. Der Wirt natürlich wieder ein alter Bekannter. Trotz der etwas

verspäteten Essenszeit wurde uns noch wohlschmeckende Nudelsuppe serviert. Prillwitz und besonders die Idylle am See ließen uns nicht los. Also nochmal auf den weißen Anlegesteg. Wer weiß, ob oder wann man nochmal hierherkommt. Auch die gastliche Stätte im Schloß besuchten wir ein zweites Mal. Wir hatten etwas von Kuchen gehört, und inzwischen war Kaffeezeit. Die schöne alte Holzvertäfelung im Vestibül wie im Gästeraum ist noch in ausgezeichnetem Zustand.

Wir genossen Kaffee und Kuchen, verabschiedeten uns und schwangen uns wieder auf die Fahrräder. Unser eigentliches Ziel, Hohenzieritz, war ja noch nicht erreicht. Um dorthin zu kommen, führt ein von Linden gesäumter Landweg durch eine anfangs sumpfige Gegend. Früher, d. h. noch vor wenigen Jahren, mutete er romantisch-märchenhaft an. Jetzt erinnern breite Treckerspuren an die alles zerstörende Neuzeit. Als ob auch der Sprosser drüben im Bachtal davon angekränkt war: bei meinem vorigen Besuch dieser Gegend schlug er leidenschaftlich und lautstark, diesmal zurückhaltend. Trotzdem fand er in uns dankbare Zuhörer. Nach Hohenzieritz geht es bergauf, also hieß es bald absteigen und schieben. Auch der Hohenzieritzer Schloßpark hat noch den alten, schönen Baumbestand. Seit 1934 habe ich bei jedem meiner Besuche die Jahreszahl in einer glattrindigen Buche verewigt. Man möge mir den Baumfrevl verzeihen. Von der Gedenkstätte, die der Herzog Carl seinen verstorbenen Gemahlinnen und Kindern widmete, ist Gutes leider nicht zu berichten. Sie verfällt, wie manches im alten Mecklenburg, mehr und mehr. Ähnlich geht es dem kleinen Luisentempel nahe dem Schloß. Das Schloß selbst macht äußerlich einen guten Eindruck, es wurde vor einigen Jahren erneuert. Innerhalb des Dorfes ist es still. Auf einem Scheunendach brüteten wie bisher noch alljährlich Störche. Für den Rückweg benutzten wir die neue Teerstraße in Richtung Peckatel und von dort die von Penzlin nach Neustrelitz führende Chaussee. Ein sonniger, abwechslungsreicher Tag lag hinter uns.

Lange schon hegte ich den Wunsch, Wanzka kennenzulernen. Diese Gegend war mir ziemlich fremd. Mein Freund übernahm die Führung. Wohl oder übel mußten wir die Neubrandenburger Chaussee benutzen, berührten also erst einmal Weisdin. Gern hätten wir das Innere der Kirche besichtigt, aber dazu bestand keine Möglichkeit. Sie wird gerade erneuert, das allerdings angeblich schon seit Jahren. Im übrigen macht Weisdin einen sauberen Eindruck. Vieh wird wohl kaum noch gehalten, die Landwirtschaftliche Produktionsgesellschaft (LPG) befindet sich wahrscheinlich in einem anderen Dorf. Bald hinter dem Ort verlassen wir die lebensgefährliche Chaussee, biegen rechts ab und kommen auf der zwischen Mittel- und Mürtzsee verlaufenden, wenig befahrenen Straße nach Blumenhagen. Es geht durch prächtigen, maigrünen Laubwald. Das Gelände ist – für mecklenburgische Verhältnisse – bergig. Nachdem wir den Wald hinter uns hatten, stellten wir die Fahrräder an den Straßenrand und stiegen auf einer Wiese hügelan, um die herrliche Aussicht über das weite Land und den langgestreckten Wanzkaer See zu genießen. Ein sehr betagter Lehrer aus dem Sudetenland, den ich vor Jahren in Hohenzieritz kennenlernte, sagte mir, noch nie habe er einen so schönen, hohen Himmel wie in Mecklenburg gesehen. Hier, auf der Höhe zwischen Zechow und Rollenhagen, fand ich es bestätigt. Weiße Wölkchen am blauen Himmel, weite Landschaft mit Höhen und Tälern, Wiesen und Wäldern, in der Ferne ein spitzer Kirchturm, der Wasserspiegel des Wanzkaer Sees, und über all' dieser Pracht herrlicher Sonnenschein, das Strelitzer Land in seiner ganzen mannigfachen Schönheit. In Wanzka war ein Besuch bei Bekannten unumgänglich, Beziehungen wollen gepflegt werden. So ging es denn nicht ohne heiteren Klön und Einladung zum Mittagessen ab. Anschließend besichtigten wir die Ruinen des ehemaligen Klosters, die leider verschlossene gotische Backsteinkirche und damit auch den alten, halbverwilderten Friedhof, der, wie wohl die meisten seiner Art, ein wahres Vogelparadies ist. Bewußt genossen wir den Zauber dieser schönen Stunde zwischen blühenden Frühlingsblumen und vielstimmigen Vogelliedern.

Weiter in Richtung Rödlin mußten wir über eine Brücke. Sie führt über einen Graben, der den größeren Teil des Wanzkaer Sees mit dem kleineren, östlichen, verbindet und ladet zum Verweilen förmlich ein. Idylle am laufenden Band. Über die Bahnstrecke Neustrelitz –

Neubrandenburg führte unser Weg durch Feld und typische Kiefernheide in Richtung Thurow. Ein Baumpieper, einer der nicht gerade häufigen Senkrechtstarter unter den Vögeln, lenkte mit seinem kanarienhähnlichen Gesang und originellen Landeflug unsere Aufmerksamkeit auf sich. Lange haben wir ihm zugehört und -geschaut, und ich bin überzeugt: wenn mein Freund eine Vogelart nicht vergißt, so ist es der Baumpieper.

Der Tag war zu schön, um schon nach Hause zu radeln, also wurde noch der ehemalige Wildpark besucht mit dem Schweinegartensee und der Biologischen Station (früheren Försterei) Serrahn. Unser Versuch, den Karbe-Gedenkstein wiederzufinden, mißlang. Wohl fanden wir noch steinerne Zeugen des in den dreißiger Jahren von Walter Karbe wiederentdeckten Ort Saran, aber rundherum war alles von langhalmigen Gräsern und dichtem Kiefernjungwuchs überwuchert. Also weiter auf sandigen, stillen Waldwegen durch das Naturschutzgebiet im Richtung Zinow. Vor dem Erreichen der Woldegker Chaussee wurde nochmal ausgiebig gerastet. Auf bemoostem Waldboden machten wir es uns bequem und vesperten in aller Ruhe.

Die Heimfahrt führte uns dann durch das große, auf der Rückseite der Fasanerie gelegene Neubaugebiet Kiefernheide. Es ist ein modernes Stadtviertel mit zum Teil riesengroßen Wohnblöcken, wie sie ja in den letzten Jahrzehnten überall in Ost und West entstanden sind. Regelmäßiger Busverkehr verbindet es mit unserem „alten“ Neustrelitz.

Den Zugezogenen wird es eine neue Heimat sein, für uns alte Neustrelitzer aber bleibt es wohl etwas Fremdes, zu dem wir keine Beziehung haben.

In der Erinnerung an diesen Tag aber, wie überhaupt an diesen Ferienaufenthalt voller Sonnenschein und Naturerleben, wird alles, was das Herz nicht erwärmen kann, unwichtig.

---

### Nachklang

Mir träumt', ich ruhte wieder  
vor meines Vaters Haus  
und schaute fröhlich nieder  
ins alte Tal hinaus,  
die Luft mit lindem Spielen  
ging durch das Frühlingslaub,  
und Blütenflocken fielen  
mir über Brust und Haupt.

Als ich erwacht, da schimmert  
der Mond vom Waldesrand,  
im falben Scheine flimmert  
um mich ein fremdes Land,  
und wie ich ringsher sehe:  
Die Flocken waren Eis,  
die Gegend war vom Schnee,  
mein Haupt vom Alter weiß.

J. v. Eichendorff

## Dr. Walter Lehmbeker zum Gedächtnis



Neben dem Lebenswerk unseres vereewigten Gustav Heinrich Piehler hat niemand unseren Zusammenhalt und unsere dazu bestimmte Zeitschrift „Carolinum“ so mitgeprägt wie Dr. phil. Walter Lehmbeker, der am 5. Januar 1980 im Alter von 81 Jahren in Kiel für immer heimgegangen ist. Als zunächst außerhalb unserer Altschüler-Vereinigung Stehenden führten ihn die gleiche tiefe heimatliche Verwurzelung und die literarischen Entfaltungsmöglichkeiten unserer Zeitschrift zu uns. Hier sah er, der schon von 1937 bis zu seiner militärischen Einberufung die Zeitschrift „Mecklenburg“ des Mecklenburgischen Heimatbundes und von 1952 – 1956 die in Hamburg ausgegebene Monatszeitschrift „Der Mecklenburger“ mitgestaltete, ein neues ihm gemäües Wirkungsfeld, das ihn ergriff, obwohl er durch berufliche und weitere vielseitige Arbeit wahrlich

ausgefüllt war. Hier begegneten sich, äußerlich grundverschieden, aber geistig wahlverwandt und durch das Studium der neueren Sprachen verbunden, Piehler und Lehmbeker. Dieser, der in Wismar die Bürgerschule und in Ludwigslust das Realgymnasium besucht und dann als ausgezeichnete Pädagoge in Wismar und zuletzt an der Humboldt-Schule in Kiel gewirkt hatte, fand zu uns Carolinern und Strelitzern, und wir fanden zu ihm. Er wurde, wie er freudig bekundete, einer der Unsrigen, damit gleichsam das ganze heimatliche Land und Erbe von West bis Ost umfassend.

Zahl- und inhaltsreich sind die Beiträge Lehmbekers zu unserer Zeitschrift, in deren Schriftleitung er länger als ein Jahrzehnt wirkte. Er deutete uns u. a. den Begriff der Heimat in den Werken von Friedrich Griese, für den er sich leidenschaftlich einsetzte. „Vom Segen des Lächelns“ schrieb er in seinen Betrachtungen zu Johann Gillhoffs Humor. Er brachte uns den niederdeutschen Lyriker August Seemann nahe, rezensierte Veröffentlichungen namhafter Autoren und stand uns mit manchem literarischen Hinweis zur Seite.

Sein ureigenes Anliegen und Verdienst war die Herausgabe des Fritz-Reuter-Sonderheftes, das als Nr. 68/69 unserer Zeitschrift im hundertsten Todesjahr des Dichters 1974 erschien und Erstveröffentlichungen von und über Fritz Reuter enthielt. Als Präsident und danach Ehrenpräsident der Fritz-Reuter-Gesellschaft trug Dr. Lehmbeker maßgeblich dazu bei, das Werk dieses großen niederdeutschen Dichters zu bewahren und das Gedenken an ihn zu pflegen. In vielen Vorträgen und Aufsätzen widmete er sich dieser Aufgabe ebenso wie in repräsentativen Ausstellungen.

Fröhliche Geselligkeit und Unterhaltung, herzhafter Humor und tiefe Besinnlichkeit waren ihm zu eigen. So erlebten wir Walter Lehmbeker auf unseren Marburger Treffen und bei sonstigen Festlichkeiten. Er hielt im September 1968 in Marburg die Laudatio anläülich der Verleihung des Mecklenburger Kulturpreises an Gustav H. Piehler. Der gleiche Preis wurde Walter Lehmbeker selbst 1972 für seine Verdienste um die Bewahrung und Pflege niederdeutscher Sprache und Dichtkunst, um die Erhaltung geschichtlicher Werte Mecklenburgs und der geistigen Verbindung zur alten Heimat verliehen. Die Auszeichnung mit dem

Bundesverdienstkreuz I. Klasse war die öffentliche Anerkennung und äußere Ehrung dieses unermüdlischen Schaffens.

Nun ist er, der bis zuletzt aktives Mitglied unseres Vorstandes und unser getreuer Berater war, nach kurzem Leiden durch den Tod abberufen worden. In unserem Gedenken aber bleibt er bei uns. Wir danken unserem Dr. Walter Lehmbeker!  
P. H.

## Dr. med. Günther Pohl †

Nach dem kürzlichen Tode von Dr. Walter Lehmbeker hat den Vorstand unserer Carolinerschaft ein weiterer schwerer Verlust betroffen. Am 3. Mai 1980 ist unser aktives Mitglied Dr. med. Günther Pohl in Bochum im Alter von 64 Jahren plötzlich verstorben. Er war es, der schon am 22. März 1935 in seiner Primanerrede dazu aufrief, die Tradition unserer Schule aufrecht zu erhalten, und die damaligen Abiturienten zum geschlossenen Eintritt in unsere Altschülerschaft veranlaßte. Er ahnte vielleicht, was dieser Zusammenhalt künftig für manch einen von uns und für das Erbe unserer Schule bedeuten sollte! – „Ihr sollt stolz darauf sein, einmal Schüler dieser Anstalt gewesen zu sein“. Er bezeugte es selber. So wie er seine pommersche Heimat, die er noch vor 2 Jahren mit Familie und Freunden aufsuchte, nie vergaß, blieb er auch unserem Carolinum, das er nach Übersiedlung seiner Eltern von Stolp nach Neustrelitz aufsuchte und dessen bester Abiturient des Jahrgangs 1936 er war, stets verbunden. Er war auch nach der Neugründung unserer Altschüler-Vereinigung 1956 in Marburg einer der Ersten und stand uns, in unseren Vorstand berufen, mit Rat und Tat stets zur Seite.

Nach dem frühen Tod seines Vaters war er seiner Mutter innig verbunden, die seinen Werdegang als Arzt nach besten Kräften förderte und mit ihm auch in Bochum Zuflucht fand. Im Kriege bewährte er sich im Sanitätsdienst, und die fast unübersehbare Schar der Trauergäste bei seiner Beisetzung auf dem Friedhof in Bochum-Gehrte war ein Zeichen der großen Wertschätzung, die er sich als Arzt und Mensch erworben hatte. Er war dort gewissermaßen auch Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens, war Vorsitzender des Schützenvereins in Gerthe, der zur Trauerfeier und Beistzung in großem Aufmarsch erschienen war. Im Roten Kreuz wie auch in anderen Organisationen war Günther Pohl ebenfalls aktiv tätig und gehörte dem Freundeskreis der Stiftung Mecklenburg an. Wir Caroliner setzten noch große Hoffnungen auf ihn, die uns sein jäher Tod jetzt genommen hat. So trauern wir mit seiner Familie um ihn. Unser Vorsitzender und unser Alt-Caroliner Otto Putzierer brachten persönlich und im Namen aller Caroliner unser tief empfundenes Mitgefühl zum Ausdruck. Wir denken daran, was Günther Pohl am Abend des 8. September 1979 beim 10. Carolinertreffen in Marburg zu uns sagte, daß auch unsere Toten bei uns leben und durch unser Gespräch spürbar seien. Wir sitzen mit ihnen und fühlen sie – gemeinsam in der Erinnerung an unser geliebtes Neustrelitz, unser ins Herz geschlossenes Carolinum, und da seien wir vielen voraus in der Stärke unserer Empfindung, unserer Liebe an die Stätte unserer Erziehung! Möge uns diese Stärke und Erkenntnis in Erinnerung an unseren Günther Pohl immer erhalten bleiben!  
H.

## Ein Reuter-Brief

Ein seinerzeit in Friedland wohnender Lehrer, der sich nebenbei mit Malerei beschäftigte, hatte die Fischkocherei in der „Festungstid“ in einem Stilleben dargestellt und dies Bild an Fritz Reuter in Eisenach geschickt mit dem Schlußsatz in seinem Begleitschreiben: Denn weiter hat es keinen Zweck. Fritz Reuter antwortete darauf:

Lieber Herr!

Sie haben mir eine Freude machen wollen, und das ist Ihnen überaus gelungen, Ihre freundliche Zusendung ist mir eine wahre Operfreude geworden. Alte Erinnerungen sind mir dabei auferstanden, und zwar heitere aus trüber Zeit, denn diese „Fischkocherei“ war ein lustiger Sonnenblick an dem grauen Himmel der Festungshaft, darum danke ich Ihnen insbesondere auch für die Wahl des Gegenstandes, nicht bloß für dessen gelungene Ausführung. „Die Rodonz“ ist ausgezeichnet geraten, auch das Bier ist in seinem halbabgestandenen Zustand das lebhafteste Kontrefei unseres Sonntagsgetränkes.

Also, Sie sind in Friedland Lehrer? – Auch ich war in Arkadien, „denn Friedland läßt sich mit seiner „grotten Wisch“ und seinen vielen Feldern mit keiner anderen Landschaft Griechenlands vergleichen, nicht sowohl wegen der landschaftlichen Schönheiten, sondern wegen seines idyllischen Hirtenlebens, von denen noch das schöne „Scheeperhörn“ lebhaftes Zeugnis ablegt. – Vor nunmehr fast 48 Jahren rückte ich daselbst in die Zahl der „Gymnasten“ ein (wie der brave Bürger uns nannte) und blieb dort 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Jahre, die Bänke von Tertia und Sekunda drückend, denn weiter – wie Sie schreiben – hatte es keinen Zweck, da ich im ganzen erschrecklich faul war. Vor zirka 16 Jahren sah ich die gute alte stille Stadt wieder und fand sie fast ganz unverändert wieder – sie wirds auch wohl jetzt noch sein – alle alten Häuser nur ihre früheren Besitzer waren mir bekannt; auch das Straßenpflaster. – Wenn Sie meinen Jugendfreund Dr. Rudolf Holden sehen sollten, so grüßen Sie ihn freundlichst von mir. Ich sage Ihnen nochmals meinen aufrichtigsten Dank dafür, daß Sie mir solche Freude gemacht haben und grüßen Sie Ihre Hausgenossen recht herzlich von

Ihrem Fritz Reuter

Eisenach, 2. April 1872

# Buchbesprechung

## Aus tausend Jahren mecklenburgischer Geschichte

Festschrift für Georg Tessin zur Vollendung seines 80. Lebensjahres zugeeignet von der Stiftung Mecklenburg

Herausgeber: Helge Bei der Wieden. 1979. VIII, 210 S., 3 Abb. Kt. DM 38,- = Schriften zur mecklenburgischen Geschichte, Kultur und Landeskunde. Heft 4 Böhlau Verlag Köln Wien

Für wenig mehr als 200 Buchseiten ein anspruchsvoller Titel, und das Angebot muß auf diese oder jene Weise repräsentativ sein. Da es scheinbar im Zeitalter der Entspannungspolitik nicht möglich ist, in Mecklenburg wirkende Wissenschaftler zur Mitarbeit an einer politisch wertneutralen Zusammenstellung historischer Aufsätze zu gewinnen, so war es für den Herausgeber mühevoll, im exklavischen Westen Beiträge zu sammeln. – Die Erkenntnis, daß man hierzulande auch heute noch zu einem bestimmten Termin wissenschaftliche Aufsätze zur mecklenburgischen Geschichte zusammenbringt, deren Wichtigkeit dem Historiker Georg Tessin, Herausgeber und Mitarbeiter zur Ehre gereicht, hinterläßt ein sehr befriedigendes Gefühl.

Es kann sich bei dieser Darstellung nicht um eine kritische Würdigung handeln. Solche hat allein ihren Platz in einer entsprechenden Fachzeitschrift, und nur der Historiker kann sich kritisch zu Worte melden. Allein, – der historisch interessierte Berichtler kann an dieser Stelle ein Buch nach seinem Inhalt schildern, um somit andere historisch interessierte Menschen verschiedenster Herkunft zu informieren, daß Themen mecklenburgischer Geschichte nach neuesten Forschungsergebnissen zumeist erschöpfend abgehandelt wurden.

„Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“, sagt Goethe, und das trifft auf dieses Buch zu. – Den Anfang macht Dr. Wolfgang Laur (Schleswig) mit *Nordischen Ortsnamen an der mecklenburgischen und vorpommerschen Küste*. L. stützt sich bei der Untersuchung z. T. auf überlieferte nordische Sagen, bezieht Überlegungen ein, inwieweit slawische Sprachelemente, vorslawische und auch vorgermanische zu vermuten sind. „Schwerin“ und die „Warnow“ werden mit Schwerpunkt sprachgeschichtlich geprüft. — Dr. Hildegard Thierfelder (Rinteln) bietet *Sozialgeschichtliche Streiflichter des Rostocker Gotlandhandels*. Wisby war in jeder Hinsicht naheliegende Hansestadt, und seit etwa 1260 taucht in Rostock sogar der Familienname „von Gotland“ auf. In diesem Aufsatz werden entsprechend dem handelsgeschichtlichen Thema viele Waren- und Finanzangaben gemacht, die dem heutigen Leser die in Deutschland fast unbeachtete schwedische Insel Gotland (südl. Stockholm) in ihrer damaligen Bedeutung vor Augen führen.

Ein Lebens- und Schaffensbild des *Johannes Affelmann, eines akademischen Lehrers der lutherischen Orthodoxie in Rostock* zeichnet Dr. Bernhard Jähmig (Göttingen/Berlin). Jener Gelehrte aus Soest/Westf. wurde nur 40 Jahre alt, lehrte zwischen 1610 und 1624 in Rostock und war zeitweise dort Rektor der Universität. Er pflegte die in den geistigen Auseinandersetzungen der Zeit sehr beliebten Disputationen so stark, daß die Meinung verbreitet laut wurde, in Rostock werde zu viel disputiert. Der Aufsatz wird ergänzt durch ein Verzeichnis aller Werke Affelmans, dessen Umfang angesichts eines so kurzen Lebens verblüfft.

Wenig wurde bisher, ungeachtet einer überaus breiten Wallenstein-Literatur, über Wallenstein als Herzog von Mecklenburg gearbeitet. Viele Akten über die wenigen Jahre

gingen verloren oder wurden gar vernichtet. Dr. Helge Bei der Wieden (Bückerburg) faßt greifbare Quellen über *die kaiserliche Ostseeflotte 1627–1632* zusammen, eine Flotte, die dem Friedländer für den Kampf gegen seine skandinavischen Gegner sehr lebenswichtig war. Es liegt nahe, daß Wismar und Rostock hierin vornehmlich ins Auge gefaßt sind. — Dr. Hans-Georg Kaack (Ratzeburg) schildert Begebenheiten im 30jährigen Krieg mit dem Aufsatz *Mecklenburg und Sachsen-Lauenburg. Begegnung und Konfrontation im 17. Jahrhundert*. Wie sehr innerhalb eines großen europäischen Krieges der Weizen für robuste Auseinandersetzungen um begrenzte Erbstreitigkeiten zum Blühen gebracht werden kann, wird hierin deutlich. K. zitiert aus vielen alten Quellen, was die komplizierten Auseinandersetzungen sehr plastisch darstellt.

Längere Zeit war die Münz- und Geldgeschichte in Mecklenburg ein Stiefkind der Forschung geblieben, und so machte es sich Dr. Niklot Klüßendorf (Marburg) zur Aufgabe, anhand der Wirkensgeschichte von *Carl Friedrich Evers (1729–1803) – Archivar und Numismatiker* hier eine Lücke zu schließen. Evers wurde in Schwerin geboren und wirkte dort als Leiter des herzoglichen Haupt- und Geheimen Archivs. Den Weg zur Numismatik fand der studierte Jurist bei der zusätzlichen Verwaltung des herzoglichen Münzkabinetts. Sehr gefördert wurde Evers' Arbeit durch Friedrich Franz I., der selbst ein numismatisches Verzeichnis des Münzschatzes von Doberan angelegt hatte. Der Aufsatz enthält zwei Faksimile-Abbildungen.

*Der Freiherr v. Stein und Mecklenburg* (Professor Dr. Dr. h. c. Walther Hubatsch). Wir sind nun im Bereich der neueren Geschichte, und es steht hier zu lesen, daß Mecklenburg in den Augen des Reichsfreiherrn sehr schlecht wegkommt. Er schrieb sehr abfällig über Mecklenburg an eine Freundin der Königin Luise, bedachte wohl nicht, daß er die Königin damit persönlich kränkte. Spätere Äußerungen des großen Reformers fallen keinesfalls wohlwollender aus. H. entwickelt ausführlich, wie es zu solchem Urteil kommen konnte.

Mancher Leser ist alt genug, sich des Jahres 1918 zu erinnern, als nach dem plötzlichen Tode des letzten Strelitzer Großherzogs die Frage der Thronfolge mit Ernst behandelt werden mußte. *Der Strelitzer Thronfolgefall von 1918* ist der Titel einer Untersuchung von Dr. Carl Meltz (Karlsruhe). Viel wurde und wird gemutmaßt um Gründe für den Freitod Adolf Friedrichs VI., und indem M. nach sorgfältiger Untersuchung zu keiner Lösung offener Fragen kommt, erhärtet er die verbreitete Meinung, daß auch noch nach über 60 Jahren der bemühtesten Forschung die letzten Türen verschlossen bleiben müssen.

Ehemalige Studenten der Universität Rostock werden interessiert den Aufsatz *Die Geschichtswissenschaft in Forschung und Lehre an der Universität Rostock von 1918–1933* lesen. Dr. Otto Witte (Iserlohn) – Kulturpreisträger der Landsmannschaft und mehrere Jahre ihr Kulturreferent – schreibt sowohl als engagierter Historiker als auch als Student jener Jahre. Persönlichkeiten von Rang, allen voran Professor Dr. Wilhelm Schüssler, werden von W. aus der Distanz mit all den neuen Fragestellungen, welche eine neue Zeit nach 1918 brachte, gezeichnet.

Im letzten Aufsatz *Mecklenburgische Archivalien in Göttingen (jetzt Koblenz)* stellt Dr. Dietrich Kausche (Werl) die über Grasleben und Goslar nach Göttingen gekommenen mecklenburgischen Archivalien in großen Zügen vor, welche, vom mecklenburgischen Landesarchiv durch Auslagerung im Kriege abgesplittert, heute in der Bundesrepublik zu finden sind. Ihre Zahl ist gering, ihr Wert aber überdurchschnittlich hoch, sie wären damals sonst wohl nicht aus der Stadt Schwerin ausgelagert worden.

Die Festschrift endet nach der Übllichkeit mit einer *Bibliographie Georg Tessin*, welche Frau Vera Tessin und Dr. Carl Meltz besorgten.

„Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen“ . . . Wir hoffen es!

Helmut de Voss

## Neue Preußische Jahrbücher

Herausgegeben von Uwe Greve, 3. Jahrgang 1979/80, Preußen-Verlag Arnold Boldt, Eutin.  
250 Seiten. In Leinen gebunden. 30,- DM

Mit der 3. Folge Neue Preußische Jahrbücher findet die vom Verleger Arnold Boldt wieder aufgenommene Tradition der alten Preußischen Jahrbücher 1858 bis 1936 mit ihrer kritischen Bestandsaufnahme geschichtsbezogener Probleme der Gegenwart eine würdige Fortsetzung. Dementsprechend ist in dem nunmehr neuen vorliegenden Band die Auswahl der einzelnen Themen getroffen. Es überwiegen Abhandlungen über höchst aktuelle Fragen, die sich uns heute unter den gegenwärtigen, undurchsichtigen Zeitverhältnissen aufdrängen und gebieterisch nach einer Antwort suchen. Der historische Bezug bleibt, soweit es die Themastellung mit sich bringt, bewußt gewahrt.

Wie nötig das ist, darauf weist der Herausgeber Uwe Greve in seiner Einführung „Zur dritten Folge“ mit Nachdruck hin. Mit berechtigter Sorge stellt er heraus, daß bei uns in der Bundesrepublik das Verhältnis zur preußischen Vergangenheit immer noch vorwiegend negativ bestimmt ist, während die DDR, wenn auch oft in ihrem Sinne umprägend, sich anschickt, sich mehr und mehr der preußischen Tradition zu bemächtigen.

Mit dem Spannungsverhältnis zwischen der politischen und militärischen Führung in Deutschland, einem Thema, das uns im Zusammenhang mit dem 20. Juli 1944 immer wieder beschäftigt, befaßt sich Vizeadmiral Benzino für die Zeit vom preußischen Verfassungskonflikt 1861/62 bis zur Gegenwart. Der Verfasser hebt hervor, daß dieses Problem für uns Deutsche seine besonderen Schwierigkeiten in sich trägt, da sich während eines Zeitraumes von mehr als 100 Jahren ein vierfacher Wechsel in der Staatsform vollzogen hat. Die Stellung des Soldaten im Staate und auch das wechselseitige Verhältnis von politischer und militärischer Führung ist dadurch nicht unerheblich beeinflusst (S. 11). Außerordentlich beachtenswert scheint mir der Aufsatz von Fregattenkapitän Ukatz zu der Frage über „Frauen in Streitkräften“. Hier klingt bei dem Verfasser so etwas von der alt-preußischen Tradition der Heeresreformer von 1808 an. Es sei ein Fehler, sich Neuerungen zu verschließen, wenn die Sicherheit des Staates es gebiete, seine Streitmacht mutatis mutandis schlagfertig und einsatzbereit zu erhalten. Dem selben Themenkreis gehört der Aufsatz „Soldatische Tradition in geschichtsferner Gesellschaft“ von Brigadegeneral Karst an. Karst kommt zu dem Schluß, das erzieherische Problem der Bundeswehr und damit eng verbunden die Frage ihrer Traditionspflege darin zu sehen, „über die vordergründigen Phrasen des Zeitgeistes hinaus die unserer streitbaren Demokratie zugrundeliegenden Wertüberzeugungen aus Geschichte und Gegenwart . . . verpflichtend zu deuten“ (S. 165).

Probleme der Menschenführung in unserer Demokratie behandeln die Aufsätze von Prof. Schlee „Menschenbildung oder Klassenkampfschulung“ und von Dr. Freund „Elite – Auswahl der Besten“. Beide Themen setzen sich mit zwei ernst zu nehmenden gesellschaftlichen Problemen auseinander, die für den Bestand unserer noch freiheitlichen Demokratie von nicht geringer Bedeutung sind.

Uwe Greve gelingt in seiner historischen Skizze „Walther Rathenau“ eine ausgezeichnete Darstellung eines „preußischen Porträts“. Von Dr. Kobbert erscheint die dritte Folge „Gespräche mit Kant“. Kobbert erläutert dazu: „Die Kant-Worte sind Original . . . Die Gesprächspartner waren seine Freunde, deren Meinungsäußerungen so hätten sein können.“ Durch die gewählte Form des Gespräches versteht der Verfasser es, den Leser auf eine gefälligere, leichter verständliche Art in die Gedankenwelt und Ethik des großen Philosophen von Königsberg zu führen und damit vertraut zu machen.

Einen aufschlußreichen Bericht über die vielfältige Tätigkeit der „Freiherr-vom-Stein-Gesellschaft“ bringt Dr. von Wallthor. Die Gesellschaft hat es sich zur Aufgabe gemacht, das geistige Erbe dieses großen Deutschen zu erhalten, „weil in seinem Denken und Handeln Bewahrung und Fortschritt in seltener Weise vereint waren“.

In die außerdeutsche Staatenwelt führt André Thomashausen in seinem Interview mit Admiral Pinheiro de Azevedo, der 1975/76 amtierender portugiesischer Ministerpräsident war. Das Gespräch gibt einen interessanten Einblick in die Intrigen und Machtkämpfe der jungen iberischen Republik nach dem Ende der Diktatur Salazars.

Mit einer Reihe von Buchbesprechungen, die nicht leichtfertig übersehen werden sollten, schließt der dritte Band der „Neuen Preußischen Jahrbücher“. Es wäre wünschenswert, daß er genügend Beachtung im deutschen Buchhandel durch entsprechende Auslagen in Läden und Schaufenstern fände. U. Abraham

**Stribrny, Wolfgang**

## **Bismarck und die deutsche Politik nach seiner Entlassung (1890 – 1898)**

Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1977. 359 S., kart.

In der „Sammlung Schöningh zur Geschichte und Gegenwart“ ist von Wolfgang Stribrny, Professor an der Pädagogischen Hochschule zu Flensburg, eine aufschlußreiche Arbeit über Bismarcks politische Aktivität nach seiner Entlassung erschienen. Dem Buch liegt eine reiche Auswertung von Archivstudien in Bonn, Koblenz, Berlin, London und Friedrichsruh zugrunde. Ergiebiges Material boten daneben die gedruckt vorliegenden Quellen. Das am Ende der Darstellung zusammengestellte „Quellen- und Literaturverzeichnis“ legt Zeugnis ab von der Gründlichkeit und Breite der von dem Verfasser durchgeführten Forschungsarbeit. Ein Personen- und ein Sachwortregister erhöhen den wissenschaftlichen Wert der Ausgabe. Der in viele Abschnitte mit detaillierten Untertiteln aufgeteilte Text weist eine klare, übersichtliche Gliederung auf. Sie ermöglicht es dem Leser, ein ihn besonders interessierendes Einzelthema leicht aufzufinden. Die Geschlossenheit der Gesamtdarstellung bleibt davon unberührt. Sie ist in Stil und Form flüssig geschrieben.

Den Inhalt bestimmt die deutsche Politik von 1890 bis 1898 in ihrer Auseinandersetzung zwischen Bismarck und der Reichsregierung unter Kaiser Wilhelm II. mit seinem neuen Kanzler Caprivi und dessen Nachfolger von Hohenlohe-Schillingsfürst. Deutlich tritt in Stribrnys Ausführungen der große Wendepunkt in der deutschen Reichspolitik mit dem Kanzlerwechsel im Jahre 1890 in Erscheinung. Dem „neuen Kurs“ mit seinen weltpolitischen Dimensionen wird die auf das europäische Staatensystem abgestimmte und auf Sicherheit so sehr bedachte Politik des aus seinem Amt geschiedenen Kanzlers gegenübergestellt. Dieser Widerstreit in der unterschiedlichen Beurteilung der deutschen Lage nimmt einen bedeutenden Teil des Buches ein. Dem Argument der „Gefahr des in Caprivis Augen unvermeidlichen Zweifrontenkrieges“ setzte Bismarck in öffentlichen Äußerungen von Interviews und in von ihm gelenkten Zeitungsartikeln vornehmlich in den „Hamburger Nachrichten“ den Standpunkt entgegen, „es sei Aufgabe der Diplomatie, eine solche Situation zu verhindern“ (S. 166/67).

Hart stießen auch die Gegensätze in der Beurteilung und Behandlung der Sozialdemokratie aufeinander. Die anfänglichen Hoffnungen des Kaisers und seines Kanzlers, durch weitere Reformen einen sozialen Ausgleich herbeizuführen, teilte er nicht. Sein Standpunkt blieb unverändert: „Dieser Kampf der Klassen wird niemals aufhören“ (S. 19). Ja, er gab sogar „zu bedenken, daß man im Kriegsfall mit der Sozialdemokratie eine feindliche Macht in den Toren habe“ (S. 167). Diese Äußerungen zeigen Bismarcks tief verwurzeltes Mißtrauen gegen eine Partei, in der er wegen ihrer ausgeprägt marxistisch staatsfeindlichen Klassenkampftheorie einen schonungslos zu bekämpfenden Reichsfeind sah.

Nicht viel anders war seine Einstellung zur polnischen Frage, die für ihn in ihrer Verzahnung mit dem Zarenreich einen wichtigen Prüfstein des deutsch-russischen Verhält-

nisses bildete. Durch die Gegenüberstellung der sich widerstreitenden Meinungen weiß Stribrny eine Kontrastwirkung zu erzielen, die den Leser immer wieder in Spannung hält, ganz gleich, ob es sich um den „Verrat“ des Rückversicherungsvertrages ohne Preisgabe der verschleierte Meerengenklausele (S. 191 und 280), um die Probleme eines Bündnisses mit England, um das deutsch-französische Verhältnis und immer wieder um die deutsch-österreichischen Beziehungen oder um die Kolonialfrage handelt. Das von Wilhelm II. am Ende nicht bewältigte Problem der gefährlichen Zentrallage Deutschlands in Europa wird an Hand der reich zusammengetragenen Beispiele mit ihrer offenen Kritik durch Bismarck in den Jahren von 1890 bis 98 sichtbar, ja, man möchte sagen, nacherlebt.

Was die Lektüre des Buches darüber hinaus so reizvoll macht, ist das Geschick des Verfassers, in all die politischen Auseinandersetzungen des Alt-Kanzlers mit der Reichsführung die persönliche Haltung Bismarcks mit seinen charakterlichen Stärken und Schwächen hineingewoben zu haben. Gleich nach dem Ausscheiden aus seinem Amt ging es um die Frage nach den Motiven seiner Entlassung, von der er sich persönlich tief getroffen fühlte. Sie hat auf lange Zeit sein Verhältnis zu Wilhelm II. erheblich getrübt und sicherlich sein Verhalten bei den Versuchen, seine eigenen politischen Ansichten nach seinem Sturz weiterhin als Richtschnur der Reichspolitik durchzusetzen, mit bestimmt. An Schärfe und Härte hat er es dabei nicht fehlen lassen. Es ist schwer zu entscheiden, ob Groll, ja Haß und andere Gefühlsmomente seine oft schonungslose Kritik an der Reichsführung ausgelöst haben, oder ob er wirklich nur aus Sorge um den äußeren und inneren Bestand des Reiches diesen oppositionellen Kampf gegen Kaiser und Kanzler oft so rücksichtslos geführt hat.

Stribrny behandelt auch diesen Problemkomplex in seinem Buch ausführlich. Selbst wenn man in diesem oder jenem Punkt nicht den Auslegungen des Verfassers folgt, so bleibt dadurch der Wert der Arbeit unangefochten. Sie bringt in breiter Streuung eine beachtliche Fülle an Fakten und Aussagen von Bismarck und anderen bedeutenden Persönlichkeiten des In- und Auslandes. Mit ihnen wird dem Leser ein Zeitbild der großen Politik jener Jahre in ihrer eigentümlichen Verknüpfung sachlicher Bezüge und menschlichen Ringens um sie vor Augen geführt. In ihrer Mitte steht die unentwegte Kämpfervatur Bismarcks, wie er noch nach seinem Sturz ohne namentliche Machtmittel es versucht, die Geschicke des Reiches in seinem Sinne zu lenken. „Die deutsche Politik nach seiner Entlassung“ ist andere Wege gegangen. Stribrnys Verdienst bleibt es, anschaulich dargestellt zu haben, unter welchen Schwierigkeiten sich dieser Wandel vollzogen hat.

U. Abraham